

## 7. Sekundärliteratur

### Christian Friedrich Schwartz der deutsche Missionar in Südindien.

Pearson, Hugh

Basel, 1846

Christian Friedrich Schwartz der deutsche Missionar in Indien.

---

#### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

#### **Terms of use**

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

# Christian Friedrich Schwarz

der

deutsche Missionar in Indien.

Nach dem Englischen des H. Pearson bearbeitet

von

**M. C. G. Plunhardt,**

Inspector der Evangelischen Missionsanstalt zu Basel.

Vollendet und herausgegeben

von

**W. Hoffmann,**

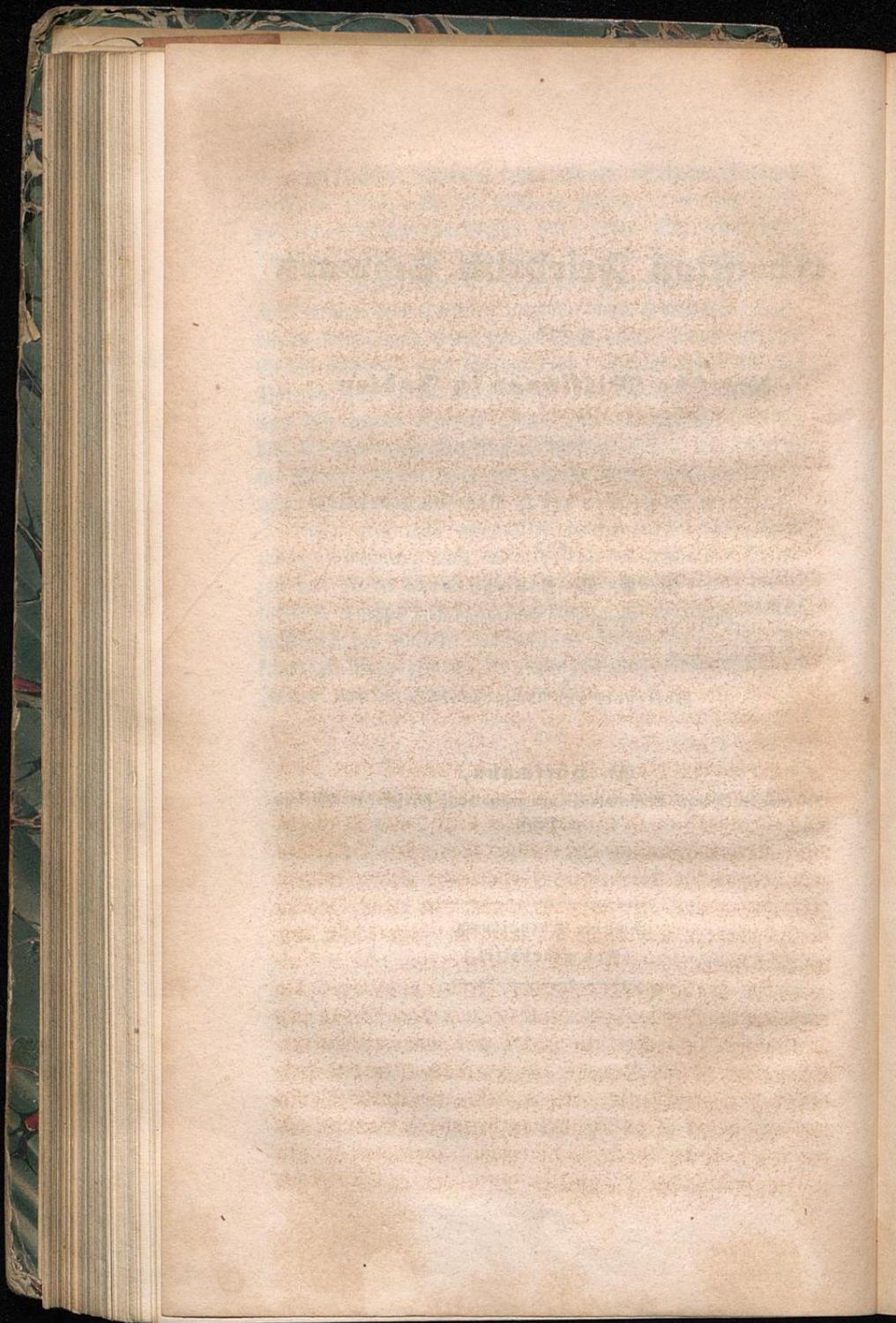
Inspector der Evangel. Missionsanstalt und außerordentl. Professor der Theologie  
zu Basel.

---

Zweite Abtheilung.

(Neu gearbeitet.)

---



## Vierzehntes Kapitel.

Anfang und Fortgang des protestantischen Christenthums in Tinnewelly. Schwarzens Besuch in der Umgegend von Palamcotta. Sendung eines Katechisten nach Palamcotta. Bau einer kleinen Kirche daselbst. Rückblick auf das Jahr 1786. Kläglicher Zustand des Madschas und des Reichs Tanjore. Verwaltungs-Kommittee vom Statthalter Campbell aufgestellt, wozu Schwarz als Mitglied berufen wird. Deren Verhandlungen. Schwarzens günstiger Einfluß beim Volk von Tanjore. Dank der Regierung von Madras für seine Dienste. Errichtung von Schulen für die Eingebornen. Waisenschule für Soldatenkinder durch die Gemahlin Sir N. Campbells gestiftet. Schwarz empfiehlt seiner Gesellschaft den jungen Kohlhoff. Kohlhoffs Ordination.

Es ist ungewiß zu welcher Zeit protestantische Missionare die Provinz Tinnewelly zum ersten Mal besuchten. Katholiken gab es schon lange dort viele; und es ist gar nicht unwahrscheinlich daß einige der ersten Befehrten von Tranquebar die reinere evangelische Lehre dorthin gebracht haben. Die erste Meldung von dieser Gegend in Schwarzens Tagebüchern kommt im Jahr 1771 vor, wo es heißt:

„Zu Palamcotta, einer Feste, und einer der vornehmsten Städte Tinnewelly's, etwa 200 Meilen von Tritschinopoli, wohnt ein Christ aus unserer Gemeinde, Schavrimuttu mit Namen, der den Katholiken und Heiden das Wort Gottes vorliest. Ein englischer Wachtmeister, dessen Frau ein Mitglied unserer Gemeinde ist, hat sich auch der Sache gewissermaßen angenommen. Ein junger heidnischer Buchhalter hatte die Wahrheit mit

Bergnügen vernommen. Er war einmal hier (in Tritschinopoli), hörte allem was vom Worte Gottes gesagt wurde stille zu, und versprach sich weiter unterrichten zu lassen. Der Wachtmeister ließ ihn die fünf Hauptartikel des Katechismus lernen und taufte ihn hierauf. Es that uns leid daß er den Jüngling taufte ehe er eine klare Einsicht in das Christenthum hatte: ein so unüberlegter Schritt könnte sowohl den Heiden als Katholiken nachtheilig seyn. Möge Gott in Gnaden alles Uebel abwenden!“

Einige Jahre nachdem dieses Statt gehabt besuchte Miss Schwarz die Umgegend von Palamcotta. Eine Brahminenwitwe meldete sich bei ihm um die Taufe; da sie aber mit einem englischen Offizier zusammenlebte, sagte er ihr, so lange sie in dieser unerlaubten Verbindung bleibe, könne er ihrer Bitte nicht willfahren. Indes hatte der Offizier ihr versprochen sie zu ehelichen, und mittlerweile unterrichtete er sie im Englischen und selbst in den Grundlehren des Christenthums. Nach seinem Tode wiederholte sie ihre Bitte bei Schwarz, und da sie untadelig wandelte taufte er sie mit dem Namen Clarinda. Sie blieb in Südindien bis sie zu Ende des Krieges mit zwei katholischen Christen nach Tanjore kam. Einer dieser Letzteren hatte ein Neues Testament samt einem Exemplar der von den Missionaren zu Tranquebar herausgegebenen Kirchengeschichte, wodurch er nicht nur von den Irrthümern der römischen Kirche überzeugt wurde, sondern selbst so nachdrücklich dagegen zeugte, daß er auf viele seiner Zuhörer einen starken Eindruck machte. Er und sein Gefährte besuchten nun Schwarz und baten ihn um Sendung eines Missionars oder Nationalgehülfsen, um sie noch gründlicher zu unterweisen. Demzufolge sandte er einen Katechisten nach Palamcotta um die Jugend jener Gegend zu unterrichten. Die eben erwähnte eifrige Christin baute mit dem Beistande einiger Engländer eine kleine aber hübsche Kirche dort, und von da an richtete Schwarz seinen Sinn mit Angelegen-

heit jener Gegend zu, wo seitdem die Christengemeinen so zahlreich und blühend wurden.

In seinem Rückblick auf das Jahr 1786 versichert Schwarz die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, ihre Arbeiten für Indien seyen nicht umsonst gewesen. Die Missionare und Lehrer aus den Eingebornen auf den verschiedenen Stationen seyen bewahrt geblieben und es gehe ihnen gut. Er gedenkt namentlich des Fleißes und Erfolgs des trefflichen Katechisten Sattianaden zu Palamcotta und erwähnt mit Vergnügen der Soldaten in Garnison zu Tanjore, die sowohl dem Sonntagsgottesdienst als den Abendversammlungen in der Woche beiwohnten. „Dazu,“ sagt er, „werden sie von den Offizieren ermuntert, welche bezeugen, daß von der Zeit an, da das Regiment Religionsunterricht genoss, die körperlichen Strafen aufgehört hätten.“

In einem spätern Brief an die Gesellschaft erzählt er einige neuere Vorfälle, von denen er glaubte, daß sie zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in jener Gegend beitragen würden, und die sicherlich frische Beweise der hohen Achtung lieferten, worin er sowohl bei der englischen Regierung als bei den eingebornen Fürsten stand, so wie des wohlthätigen Einflusses seines Verstandes, seiner Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit.

Der Friede war zwar in Indien wieder hergestellt; noch war aber das Gebiet von Tanjore in einem kläglichen Zustande. Die Noth, welche auf die ungerechte Besiznahme dieser Provinz durch den Nabob im Jahr 1773 erfolgte, und die nachherige Verheerung derselben durch Hyder Ali, hatte den Nadscha in große Geldverlegenheit gebracht, so daß die letzten Jahre seiner Regierung zu dem Glanze seiner Jugend einen grellen Gegensatz bildeten. An einer unheilbaren Krankheit hinfiechend und vom Schmerz über den frühen Verlust seines Sohnes, seiner Tochter und seines Großsohnes, seiner einzigen gesetzmäßigen Erben, übernommen, zog sich der unglückliche Tulschadschi, die von seinem Freund

und Berather Schwarz wiederholt angebotenen Tröstungen des Evangeliums geringschätzend, in hoffnungsloser Verzweiflung in die Kammern seines Palastes zurück, die er nie wieder verließ. Im Hinbrüten über seine öffentlichen Unfälle und persönlichen Kummernisse schien hier sein mildes und wohlwollendes Wesen sich in Härte und Gleichgültigkeit gegen die Leiden seines Volks umzuwandeln. Geiz wurde seine herrschende Leidenschaft; und das in dem von Krieg und Hungersnoth verheerten Lande gesammelte Geld vermochte kaum seinen Forderungen zu genügen. Um diese Zeit verlor der Nadscha seinen rechtschaffenen Sirkil, oder ersten Minister, Batschena, und Baba folgte ihm, der wegen seines tyrannischen und raubgierigen Charakters berüchtigt war. Statt die vom Volke lang ausgestandene Noth zu mildern, steigerte dieser nichtswürdige Minister durch sein ungerechtes, grausames und tyrannisches Verfahren dieselbe auf einen fast unerträglichen Grad, theils um des Nadscha's Schatz zu füllen, theils zu seinem eignen persönlichen Vortheil. Nachdem das unter diesem Druck seufzende Volk den Nadscha wiederholt aber umsonst um Abhülfe angegangen, verließ es endlich das Land und floh schaarenweise nach den benachbarten Districten Karikal, Nagor, und Tritschinopoli. Im ersteren, damals im Besitz der Franzosen, fanden sie nicht nur eine sichere Zuflucht, sondern wurden mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Mehrere volkreiche Städtchen und Dörfer wurden gänzlich verlassen, und ganze Landesstrecken lagen aus Mangel an Arbeitern wüste und brach. Die Zahl der so ausgewanderten nützlichen Einwohner wurde auf 65,000 geschätzt.

So traurig war der Zustand Tanjores als Sir Archibald Campbell dem Lord Macartney als Statthalter von Madras folgte. Einer der ersten Schritte in seiner Verwaltung ging dahin, sich mit dem Nadscha in einen Verkehr einzulassen, indem er ihn mit der an die englische Regierung gelangten Darstellung bekannt machte und

ihn hat den tyrannischen Duan zu entlassen und würdige Männer zur Besorgung seiner Geschäfte anzustellen.

Der Nadscha nahm diese Einmischung übel und suchte seine und seines Ministers Handelsweise zu entschuldigen; allein es half alles nichts. Die Einwohner der südlichen und westlichen Districte erklärten sich entschlossen ihre Ländereien nicht zu bauen, bis in der Verwaltung Tanjor's eine Veränderung statt fände. In Folge dieser Erklärung entschloß sich die Regierung des Fort St. Georg die Oberaufsicht von Tanjor für die Zeit zu übernehmen, und ernannte zu dem Zweck im Juli 1786 eine Verwaltungscommitee, die aus dem Residenten Hrn. Hudleston, dem Garnisonscommandanten, Oberst Stuart, und dem Zahlmeister Hrn. Hippisley bestand, und welcher große Macht anvertraut war über den Angelegenheiten Tanjors zu wachen.

Sir Archibald Campbell trug darauf an, den Miss. Schwarz dieser Commitee beizufügen, indem er bemerkte: „Es sind reichliche Beweise von der Thätigkeit, Tüchtigkeit und den Dienstleistungen des Predigers Schwarz vorhanden, dessen genaue Ortskenntniß und Fertigkeit in den Landes Sprachen, und vor allem, dessen hohes Ansehen beim Nadscha in Folge eines dreißigjährigen Umgangs, seiner Mithülfe bei solchen Anlässen ein besonderes Gewicht geben muß.

„Seine Gegenwart sollte wo möglich immer in der Commitee erbeten werden, in der er einen Ehrenplatz haben sollte; auch sollte man ihn ersuchen was nöthig ist zu verdolmetschen und zu übersetzen und allen solchen Prüfungen und Uebersetzungen seine Unterschrift beizufügen.“

Bald nach dieser wichtigen Berufung schlug Herr Hudleston dem Statthalter vor, Schwarz sollte nicht bloß in der Commitee einen Sitz haben, sondern auch eine Stimme, indem er erklärte, das politische Ansehen seiner Stellung „nur in Verbindung mit diesem trefflichen Manne“ gebraucht zu haben, und beifügte: „Es

ist und wird so lange ich lebe mein größter Stolz und lieblichste Erinnerung seyn, daß ich von dem Augenblick an, da ich diese wichtige Stelle angenommen, bei jeder Gelegenheit Hrn. Schwarz berathen und keinen auch noch so geringfügigen Schritt gethan habe ohne vorerst seine Beistimmung eingeholt zu haben; auch hat niemals eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns statt gehabt. Schon in Ansehung der besondern Umstände unter welcher die Committee ihre Verwaltung antritt, und die Aussichten die sie darbieten, werden Ew. Excellenz gewiß leicht begreifen wie wichtig es mir seyn muß mich sowohl des Rath's als der thätigen Beihülfe des Herrn Schwarz bei Annahme desjenigen Verhaltens zu versichern, das wir beide für angemessen halten. Ein Glück wäre es für dieses Land, für die Compagnie, ja selbst für den Nadscha, würden ihm die Augen geöffnet, wenn alle Macht in seinen Händen wäre, um alle die Maßregeln auszuführen, welche sein Verstand und seine Wohlwollenheit vorschlagen würde.“

Diesem Antrag des Residenten gab der Statthalter seine volle Zustimmung und fügte bei: „Ich hege eine solche Meinung von Hrn. Schwarzens Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit, daß ich dem Ausschuss gerathen habe ihn ohne den geringsten Vorbehalt als Mitglied in die Committee aufzunehmen; und ich habe ein solches Vertrauen in ihn, daß ich glaube es werden viele Vortheile hieraus entspringen.“

In demselben Briefe des Statthalters heißt es weiter hinten: „Hrn. Schwarzens Ansicht, den Nadscha zu bewegen der Einwohnerschaft einen gemeinsamen Vertrag mit der Compagnie zu geben, gefällt mir sehr. Es würde der Compagnie ein unmittelbareres Recht geben als sie je besaß, den Vertragsbedingungen gemäß auf Handhabung des Rechts zu dringen, und es sollte mich sehr freuen wenn der Vorschlag ausführbar erfunden würde.“

Als Schwarz als Ehrenmitglied zur Committee gerufen wurde, äußerte er seine Bereitwilligkeit bestens

seine Ansicht und seinen Rath zu ertheilen und in Allem mit zu helfen wo es sich nicht um Gewalts- und Zwangsmaßregeln handle; denn so zweckmäßig diese auch der Regierung oder der Committee scheinen möchten, mit dem Wesen seiner Sendung schienen sie ihm unverträglich. Seine eifrigsten Dienste sollen ferner der verehrlichen Compagnie gewidmet seyn wie sie es bisher waren; und er würde sich höchst glücklich schätzen, wenn er im geringsten etwas dazu beitragen könnte zwischen dem Nadscha und der Compagnie Einheit zu stiften und der armen Einwohnerschaft dieses einst blühenden Landes wieder zu dem ruhigen Besitz der Früchte ihrer Arbeit zu verhelfen. — Nach dieser Erklärung nahm Schwarz seinen Sitz in der Committee.

In Verfolgung des vom Statthalter Campbell erwähnten Vorschlags suchte Schwarz beim Nadscha eine Audienz nach, in der Absicht ihn zu vermögen dem Vertrage der Compagnie beizutreten, um so das Mißtrauen der Einwohner zu entfernen und ihnen eine solche Bürgschaft für Aufhebung ihrer Beschwerden zu bieten, daß sie sich bewogen fänden zum Anbau ihres Landes zurück zu kehren.

In Antwort auf diesen Vorschlag that der Nadscha ernstlich Einsprache gegen die Gefährdung seines Ansehens durch irgend welche Einmischung von Seiten der Verwaltungscommittee, und versicherte Hrn. Schwarz er habe bereits seinem Volk bedeutende Erleichterung verschafft; einige seyen auch zurückgekehrt, und diese habe er mit Geld und Samen zum Anbau ihres Landes versehen.

Diese Mittel waren jedoch äußerst unzulänglich, und daher empfahl eines der Committee-Mitglieder dringend den Beschluß schneller und kräftiger Maßnahmen zu wirksamere Erleichterung des Volks, und schlug vornehmlich häufige Zusammenkünfte der Committee vor, so wie eine allgemeine Aufnahme des Landes. Diesen Vorschlägen traten aber die Herren Hudleston und Schwarz entschie-

den entgegen, aus dem allgemeinen und großherzigen Grunde, daß sie ungerne irgend einen Schritt thäten der den Nadscha unnöthigerweise erzürnen oder jene Grundsätze des Rechtes verletzen würde, welche die britische Regierung bei allen Anlässen leiten sollten, so wie auch jene Unabhängigkeit welche dem Nadscha bei seiner Wiedereinsetzung durch Lord Pigot feierlich zugesichert worden war.

Die Gründe, aus welchen Schwarz gegen Zwangsmaßregeln sich erklärte, lagen nicht allein in seiner persönlichen Freundschaft mit dem Nadscha, auch nicht blos in der friedlichen Natur seines Amtes, sondern hauptsächlich darin, daß der Nadscha nach den ihm gegebenen Versprechungen, in Folge seiner Befreiung vom Drucke des Nabob, ein mildes Verfahren der brittischen Regierung erwarten mußte. Gerechtigkeit war ihm das erste Gesetz in solchen Verhandlungen, und diese vertrug sich nicht mit der Gewalt. Auch hatte ja der Fürst schon angefangen dem Willen der Engländer zum Wohl seines Landes Folge zu leisten. Es war daher billig ihm zu weitem Fortschritten auf dieser guten Bahn Zeit zu lassen. — Die Vorstellungen des weisen Missionars siegten, und der Nadscha fand sich gerade durch die bewiesene Milde bewogen seinen Unterthanen freundlich entgegen zu kommen. Schwarz mußte die Ausgewanderten dessen versichern, und auf sein Wort kehrten ihrer 7000 zu ihren verlassenem Feldern und Wohnungen zurück. Schwarz benützte die günstige Stellung, die ihm Gottes Vorsehung gab, zur Predigt des Evangeliums aufs treulichste, und viele wurden, wenn sie aus solchem Munde dasselbe vernahmen, von der Nichtigkeit des Gözenthums überzeugt. — Die Regierung bezugte ihren Dank gegen Schwarz durch einen Jahrgehalt von 100 Pfund Sterl. als Dolmetscher der Tanjor-Compagnie, und durch eine laute Anerkennung. — Seine nächste Thätigkeit war der Errichtung von Schulen für die Eingeborenen zugewendet. Herr Gerike bildete Schullehrer für

dieselben, und der Widerstand der Polygars (kleiner Landesherr) milderte sich allmählig. Eine Waisenschule für Soldatenkinder errichtete unter seiner Leitung Sir A. Campbell's Gemahlin. Seinen jungen Freund Hrn. Kohlhoff empfahl er der Gesellschaft in England zur Aufnahme in die Zahl ihrer Missionare.

Zu Anfang des Jahrs 1787 hatte ein für Schwarz sehr wichtiges Ereigniß statt, das für die Mission von Tanjore von höchst gesegneten Folgen war. Es war die lutherisch kirchliche Weihe seines jungen Freundes Joh. Casp. Kohlhoff, am 23. Januar zu Tranquebar. An diesem Tage feierte der ehrwürdige Veltete der dänischen Brüder, der Prediger Joh. Balthasar Kohlhoff, das Jubiläum seines Missionsdienstes, und da er der Arbeit sich zu entziehen genöthigt war, hatte er die unaussprechliche Freude seinen ältesten Sohn in der Missionskirche zu einem Diener derselben ordinirt zu sehen. Die Missionare, sowohl englische als dänische, legten dem Candidaten theologische Fragen vor, die er zu ihrer großen Zufriedenheit beantwortete und dadurch zeigte, wie gut er unter Schwarzens Leitung seine Jugendjahre angewandt hatte. Der dänische Statthalter und alle europäischen Familien der Ansiedlung, nebst einer großen Zahl eingeborner Christen und Heiden, wohnten dem Gottesdienst bei. Es herrschte große Feierlichkeit unter den Anwesenden namentlich während der Ordinationspredigt, welche Schwarz über 2 Tim. 2, 1 hielt: „So sey nun stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christo Jesu ist.“ — Nach der Ordination betrat der junge Geistliche die Kanzel und predigte mit solch lieblicher Unbefangenheit Tamilisch, daß alle die es verstanden sich freuten. Die Missionare sprachen die größte Hoffnung aus, daß er ein treuer Diener Christi und ihrem Bruder Schwarz im hohen Alter eine tüchtige Stütze seyn werde.

Der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, welche auf seine Bitte Kohlhoff in die Zahl

ihrer Missionare aufgenommen hatte, theilte Schwarz allerlei in Bezug auf diesen neuen Genossen seiner Arbeiten mit. Derselbe sey, so berichtet er, von seinem achten bis fünfundzwanzigsten Jahre durch ihn gebildet worden; er sey wahrhaft redlich und habe den englischen und tamilischen Gemeinden befriedigende Beweise seiner Aufrichtigkeit in Erfüllung der Pflichten gegeben die er aus der heil. Schrift erlernt hatte. Demüthig und mit wenig zufrieden sey er willig Andere zu lehren. Das Neue Testament lese er in der Grundsprache. Lateinisch und Hebräisch habe er noch nicht gelernt. Tamil spreche er geläufig und habe über vier Jahre darin gepredigt. Auch Portugiesisch verstehe er, und eben so Hindustanisch. Im Persischen könne er sich ziemlich ordentlich ausdrücken. Englisch und Deutsch spreche er nicht ohne Annuth. Er lese schon seit mehr als vier Jahren die Gebete in der englischen Gemeinde und habe auch mitunter gepredigt. Obwohl noch jung sey er bei den Engländern beliebt und die Kranken ließen ihn zu sich rufen.

### Fünfzehntes Kapitel.

Des Nadscha's von Tanjore Annahme eines Kronprinzen. Bittet Hrn. Schwarz um seine Vormundschaft. Schwarz lehnt sie ab und macht einen andern Vorschlag. Der Nadscha genehmigt ihn. Des Nadscha's Tod. Amir Sings Ansprüche an den Thron an den Generalstatthalter überwiesen. Dessen Verfügungen. Sir A. Campbell setzt den angenommenen Kronprinzen bei Seite und setzt Amir Sing auf den Thron. Sein diesem gegebener Rath. Die Verwaltungs-Committee aufgelöst. Vermächtniß eines Dorfes an die Tanjore-Mission. Unterstützung der Provinzialschulen von Seiten des leitenden Ausschusses. Was der Statthalter und Rath des Fortes St. Georg darauf weiter gethan. Ueber die Kastenfrage. Schwarzens Benehmen dabei. Gemeinde zu Palamcotta Schwarzens Lebensgefahr von einer Schlange. Ankunft des Missionars Jänke in Tanjore. Reise nach Madras.

Während Schwarzens Abwesenheit in Tranquebar bei dieser wichtigen Gelegenheit, hatte am Hofe von Tanjor

eine Begebenheit statt, der zufolge er unerwartet und für ihn mit Ehren berufen wurde eine ausgezeichnete Stellung in der Politik des Landes einzunehmen. Da dies während der letzten zehn Jahre seines Lebens einen bedeutenden Theil seiner Zeit und seiner Gedanken einnahm, so bedarf es einer ausführlicheren Entwicklung, und das vornehmlich um zu zeigen, daß während er fortfuhr seinen höhern und unmittelbaren Obliegenheiten eines Missionars seine Hauptaufmerksamkeit zu schenken, in dieser Stellung nicht nur seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit sich völliger kund that, sondern auch der Verstand und die Fähigkeit wodurch er sich auszeichnete.

Die genannte Begebenheit war des Nadscha's Annahme eines Thronerben für das Reich Tanjor. Der Landesitte gemäß wünschte er einen Sohn von einem der Zweige seines alten Stammhauses zu wählen, um den Mangel seiner unmittelbaren Abkömmlinge zu ersetzen; und da er mit den bürgerlichen und religiösen Einrichtungen seines Landes wohl bekannt war, so lag es ihm an, alle zur Gütigmachung der Kindesannahme erforderlichen Ceremonien genau zu beobachten.

Von diesem wichtigen Schritt setzte er den Statthalter von Madras, Sir A. Campbell, in folgendem Brief vom 26. Januar 1787 in Kenntniß.

„Ich ging schon seit zwei oder drei Jahren mit dem Gedanken um einen Sohn anzunehmen; da ich aber dazu keine Gelegenheit fand, so wurde es bis jetzt aufgeschoben. Jetzt habe ich mich entschlossen einen meiner nächsten Anverwandten zu wählen, und zwar den Sohn Schahadschi's (Sohn des Nadschas Subadschi, mein Vetter in gerader Linie) der zehn Jahre alt ist und in jeder Hinsicht sich hierzu eignet. Demzufolge habe ich ihn meinen Wünschen gemäß am 2. Rubbisanni (22. Januar) mit allen Formen unserer Religion angenommen und Serfudschi Nadscha genannt, und dadurch meinem Gemüth große Beruhigung verschafft. Da Ew. Ex-

cellenz mein Freund und Gönner ist, so habe ich Ihnen diese freudige Nachricht in diesem Brief mittheilen wollen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß die verehrliche Compagnie und Ew. Excellenz alle bisher mir erwiesene Gunst und Beschützung nach mir auf meinen Sohn Serfudschi unverändert übertragen werden. Mein und meines Landes Wohlergehen steht allein bei Ew. Excellenz: ich verlasse mich mit dem vollkommensten Vertrauen auf Sie. Alle andern Nachrichten werden Ew. Excellenz durch meinen Vakil mitgetheilt werden.

„Was sollte ich einem Freunde mehr schreiben?“

Ein paar Tage nach Abfertigung des vorstehenden Briefes ließ der Radscha Hrn. Schwarz zu sich rufen und redete ihn bei seiner Ankunft auf folgende kurze aber nachdrückliche Weise an. Auf seinen neu angenommenen Sohnweisend sprach er: „Dies ist nicht mein sondern Ihr Sohn; Ihren Händen übergebe ich ihn.“ Der edle Missionar erwiederte: „Möge dieses Kind ein Kind Gottes werden!“ Jetzt setzte dem Radscha sein Husten zu und er beendigte daher die Audienz; da er sich aber Tags darauf etwas besser fand, ließ er Schwarz abermals kommen und sprach zu ihm: „Ich ernenne Sie zum Vormund dieses Kindes; ich habe im Sinn dasselbe Ihrer Pflege zu übergeben;“ wörtlich: seine Hände in Ihre zu legen.

Ein so unerwarteter und schmeichelhafter Auftrag hätte einem ehrgeizigern und weniger uneigennützigem Manne als Schwarz zur Falle reichen können; er aber entgegnete augenblicklich: „Sie wissen, Radscha, daß ich Ihnen allezeit willig, so weit ich es vermochte, gedient habe; allein diese Ihre gegenwärtige Zumuthung geht über mein Vermögen. Sie haben dieses Kind angenommen, und nun lassen Sie es ohne Vormund, ohne Schutz, wie einen Garten ohne Gehäge. Ich fürchte Sie haben bei dieser That weder das Glück Ihres Kindes noch die Wohlfahrt Ihres Landes gehörig bedacht. Sie wissen, daß Mitbewerber und Parteien im Palast

sind, welche nach der Herrschaft streben. Es werden mehr Cabalen und Erbitterungen erwachsen als Sie sich wohl denken; und diese werden das Leben des Kindes bedrohen und Verwirrung im Reiche anrichten. Was mich betrifft, so muß ich alle Vormundschaft aus dem Grunde ablehnen, weil, wenn ich alle Umstände betrachte, es mir unmöglich wäre für ihn Sorge zu tragen. Ich könnte ihn vielleicht wohl alle Monate ein paar Mal sehen, und ihm meinen Rath ertheilen; aber was wäre das für eine elende Vormundschaft? Sie wollen daher gefälligst einen andern Entschluß fassen.“ Der Radscha frug: „Was raten Sie mir denn?“ Schwarz erwiederte: „Sie haben einen Bruder, übergeben Sie ihm den Knaben; bitten Sie ihn, denselben wie seinen eigenen Sohn zu erziehen und zu behandeln bis er erwachsen ist. So könnte seine Gesundheit und sein Leben erhalten und das Wohl des Landes gesichert werden.“ Dagegen machte der Radscha Anfangs Einwendungen, sagte aber hernach: „Gut, ich will das alles überlegen, was Sie gesagt;“ und hierauf entfernte sich Schwarz.

Die von Tuldschadschi gemachte Einwendung war ein Zweifel über die Legitimität seines Bruders, der eigentlich der Sohn einer Beischläferin war, und mit dem er nie auf freundlichem Fuße gestanden hatte. Allein am Abend nach der obstehenden Unterredung erhielt der Radscha einen Besuch von seiner Mutter, die eifrig Fürbitte für Nama Swamy, nachher Amir Sing genannt, einlegte. Dieses, in Vereinigung mit Schwarzens Rath, bestimmte Tuldschadschi zur Annahme des Vorschlags. Er ließ folglich seinen Bruder rufen, übergab ihm seinen angenommenen Sohn, indem er ihn bat sein Vormund zu seyn, und empfahl ihn angelegentlich seiner Sorgfalt und Liebe. Dann ließ er seinem Bruder ein Gewand machen und bat ihn sich gegen alle seine alten Diener gütig zu beweisen und sie in ihren Aemtern zu belassen. Des Radscha's Mutter und die Hauptpersonen des Palastes waren bei dieser Verhandlung zugegen und

drückten ihre Freude und Zufriedenheit über das Geschehene aus.

Am folgenden Morgen bat der schnell dahinsinkende Nadscha um die Beivohnung des Residenten, Hrn. Hudleston, des Obersten Stuart, Befehlshaber der Garnison, und Hrn. Schwarz. Man führte sie in ein kleines Cabinet in der Nähe des Gemaches wo der Nadscha lag, und stellte sie da seinem Bruder und angenommenen Sohne vor, die von seinen vornehmsten Dienern umgeben beisammen saßen. Hierauf ließ der sterbende Fürst ihnen melden, wie er auf den Rath des Hrn. Schwarz Amir Sing zum Vormund seines Kindes und Reichsverwalter bis zu dessen Volljährigkeit ernannt habe, und sprach den Wunsch aus die verehrliche Compagnie möchte diese beiden Personen als die ihm nächsten und theuersten in der Welt betrachten und sie in der Regierung des Landes unterstützen, nach ihrem feierlichen Versprechen ihn und seine Erben so lange die Sonne und der Mond währe auf dem Throne zu erhalten. Alsdann sagte er, da er den Residenten und Hrn. Schwarz für treu halte, so bete er sie um ihre Zusicherung, daß sie seine Wünsche der Regierung bekannt machen wollen, und er hoffe die Compagnie werde diesen seinen letzten Willen bestätigen und seinem Bruder und angenommenen Sohn dieselbe Freundschaft erweisen wie ihm. Nachdem Hr. Hudleston ihm versprochen von allem Vorgefallenen genauen Bericht zu erstatten, erwiederte der Nadscha: „Diese Zusicherung tröstet mich in meinen letzten Stunden.“

Zwei Tage nach dieser rührenden Begebenheit starb der Nadscha Tulschadschi, der von Anfang seines Verkehrs mit Schwarz und inmitten aller seiner Irrwege und Abschweifungen, Schwarz stets mit unveränderlicher Achtung und Freundschaft behandelt hatte. Sein Leichenbegängniß scheint mit allem gebührenden Aufwand aber ohne Geräusch gehalten worden zu seyn. Sein Leib wurde verbrannt, aber kein Frauenleben im Feuer geopfert.

Die Verwaltungs-Committee that auf Befehl des Statthalters und des Rathes von Madras die nöthigen Schritte zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Sie war im Verein mit Amir Sing, der während der Minderjährigkeit Serfudschi's als Reichsverwalter angesehen war, angewiesen, bis vom General-Statthalter von Bengalen weitere Verordnungen kämen, die Regierung von Tanjore so zu erhalten wie sie vom verstorbenen Nadscha verwaltet ward. Und am Tage nach der Todtenfeier des Nadscha's wurde auf Schwarzens Rath die zur Verhütung von Unruhen herbeigezogene Militärmacht aus der Nähe des Palastes entfernt.

In der Mittheilung, welche Schwarz der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß von diesen Begebenheiten machte, meldet er, Amir Sing habe versprochen ein Vater des Volkes zu seyn, dessen Lasten zu mildern, den Zustand des Landes zu erforschen, und nicht die ganze Verwaltung seinen Dienern zu überlassen. „Er hofft,“ fügt er bei, „dem letzten Willen seines Bruders gemäß, vom General-Statthalter bestätigt zu werden. In dem Fall wird er den Fortgang der christlichen Religion gewiß nicht hindern, sondern, wenigstens äußerlich, fördern.“

Nach dem Tode Tuldschadschis nahm der Nabob vom Carnatik Anlaß seine Ansprüche auf die Regierung von Tanjor geltend zu machen; allein da diese schon viele Jahre zuvor gründlich betrachtet und für ungültig erklärt worden waren, so wurden sie sofort von Lord Cornwallis zurückgewiesen. Indes waren Amir Sing's Verwandte keineswegs zufrieden, daß er bloß die Eigenschaft eines Reichsverwalters und Vormundes des vom verstorbenen Nadscha angenommenen Sohnes beibehalten soll, sondern machten dem Statthalter A. Campbell lebhaftere Vorstellungen wegen der Ungerechtigkeit ihn von der unmittelbaren Thronfolge auszuschließen, und diese bewirkten bei Lord Cornwallis, dem sie zugesandt wurden, eine sehr günstige Stimmung zu Gunsten Amir

Sings. Indeß wird in einer Rathöverhandlung über diesen Gegenstand richtig bemerkt, daß so widersprechend auch Tuldshadschis Verfügung unsern Begriffen von natürlichem Recht erscheinen mag, wenn sie den Gesetzen der Hindus gemäß ist und mit ihren Ansichten und Vorurtheilen übereinstimmt, so sollten keine Gründe dieser Art den General-Statthalter bestimmen sie abzuändern.

Es wurde auch bemerkt, daß des Radschas Verstand, zur Zeit da er Serfudschi als Sohn annahm, durch Krankheit so sehr geschwächt und durch Einige in seiner Umgebung so sehr bestochen war, daß er zur Verrichtung einer so wichtigen Handlung für kaum befähigt gehalten werden durfte.

Diese Vorstellungen veranlaßten Lord Cornwallis der Regierung von Madras die Weisung zu geben sich zu erkundigen, ob die Panditen und Oberen von Tanjor die Rechte des Bruders und dessen Nachfolge, nach der stattgehabten Erbenwahl, als mit den Gesetzen und der Religion der Hindus verträglich oder denselben irgendwie entgegen glaubten. Falls die Antwort auf diese Frage bejahend ausfiel, sollte der angenommene Sohn in der Nachfolge bestätigt und von der Regierung in Madras beschützt werden: im andern Fall sollte Amir Sing auf den Masnad erhoben und eben so von der britischen Regierung beschützt werden. Blicke die Sache zweifelhaft und es böte sich kein genügender Grund zur Entscheidung der vorliegenden Frage, so trage er, der General-Statthalter, kein Bedenken sich zu Gunsten Amir Sings zu erklären, auf den Grund seiner höhern natürlichen Rechte.

In Gemäßheit dieser Weisung begab sich Sir Archibald Campbell im April nach Tanjor und berief zwölf Panditen, denen gewisse Fragen in Betreff der Annahme Serfudschis und des Rechts Amir Sings an den Thron vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Verwaltungs-Committee sollten an den Besprechungen Theil nehmen und Hr. Schwarz als Dolmetscher dienen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es des Statthalter's Campbell aufrichtiger Wunsch war die Wahrheit zu erfahren; spätere Untersuchungen und Begebenheiten beweisen aber deutlich, daß nicht hinlängliche Vorsicht angewandt wurde, um sich gegen den unziemenden Einfluß Amir Sing's und seiner Partei zu bewahren, den diese bei diesem Anlaß auf die Panditen übten; und obschon Schwarz vollkommen im Stande war in ihrer Sprache zu dolmetschen, so war er denn doch damals mit der Lehre ihrer Schastras über diesen besondern Punct noch nicht so genau bekannt, daß er den Widerspruch ihrer Meinungen mit dem Gesetz und der Religion der Hindus zu entdecken vermocht hätte.

Die Panditen antworteten einstimmig auf die verschiedenen ihnen vorgelegten Fragen, die Annahme Serfudschis sey ungesetzlich und ungültig, und das Recht Amir Sing's an den Thron klar und unbezweifelt. Diesem Ausspruch zufolge erklärte Sir A. Campbell seinen Entschluß, den angenommenen Sohn bei Seite zu setzen und den Bruder des verstorbenen Radscha auf den Thron seiner Väter zu erheben. Der Beschluß wurde sogleich ausgeführt, und die Ceremonie, womit Amir Sing durch den Statthalter von Madras auf den Masnad gesetzt wurde, war mit der möglichsten Auszeichnung und Feierlichkeit begleitet. Am Schluß seiner Anrede an den neuen Radscha bei dieser Gelegenheit sprach er seine getrostete Erwartung aus, der angenommene Knabe Serfudschis werde begünstigt, beschützt, und auf eine angemessene Weise erhalten werden, was Amir Sing feierlichst zu thun versprach. Nun wurde zwischen der Compagnie und dem Radscha ein Vertrag geschlossen, und dieser übernahm sofort die Regierung des Landes.

Sir A. Campbell ergriff diesen Anlaß zugleich dem Radscha zu empfehlen dem Stand der Finanzen und der Handhabung der Gerechtigkeit in Tanjore seine ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden. In diesen beiden wichtigen Puncten gab ihm der Statthalter den freundlichsten und

trefflichsten Rath und wies ihn an Hrn. Schwarz, als den bei dem er sich am besten Rath's und Hülfe erholen könne.

Die Verwaltungs-Committee wurde bald hernach aufgelöst in Folge eines Schreibens vom Statthalter und Rath von Madras; worin der Eifer, die Fähigkeiten und Bemühungen ihrer Mitglieder gelobt werden, so wie die völlige Zufriedenheit mit ihrem Verfahren, welches dem leitenden Ausschuss bekannt gemacht werden sollte, ausgedrückt war.

Bei der Erhebung Amir Sings zur Oberherrschaft von Tanjore ermahnte ihn Schwarz im Besondern das seinen Unterthanen gegebene Versprechen zu erfüllen, ihre Klagen anzuhören und die Ungerechtigkeit seiner Diener in Schranken zu halten.

Wenn auch Amir Sings Handelsweise in der Folge in mancher Hinsicht keineswegs löblich war, so war es denn doch erfreulich, daß er das von seinem Bruder vor dessen Tode gegebene Versprechen sehr bald erfüllte, indem er Hrn. Schwarz eine von ihm selbst und seinen vornehmsten Ministern besiegelte Schrift überreichte, worin er ihm ein Dorf von etwa 200 Pfund jährlichem Einkommen auf immer für die Schule und vorzüglich für die Waisen übermachte. Dieses Dorf liegt an der Gränze des zu Tranquebar gehörenden Districts, was Schwarz einem andern in der Nähe von Tanjore vorzog, da er im Fall eines Krieges, den er immer vorsah, die Kinder leicht auf neutrales Gebiet bringen konnte.

Es ist schon früher (S. 302 des ersten Theils) von einem Plan des Hrn. Sullivan zur Errichtung von Provinzialschulen die Rede gewesen. Als dieser Herr nach Europa zurückkehrte, theilte er denselben den Directoren der Ostindischen Compagnie mit, und diese erkannten sogleich die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieses Vorschlags und beschloßen, im Blick auf die wahre Wohlfahrt der Eingebornen Indiens, ihm reichliche Unterstützung zu gewähren. In einem Schreiben des leitenden Ausschusses

vom 16. Februar 1787 an den Statthalter und Rath der Feste St. Georg heißt es unter anderm:

„Da während des letzten Krieges die Nützlichkeit und Wichtigkeit eines freien und unmittelbaren Verkehrs mit den Eingebornen lebhaft gefühlt worden ist, und ihre Erlernung der englischen Sprache das beste Mittel ist diesen Zweck zu erreichen, so haben wir mit Vergnügen von unserm frühern Residenten zu Tanjore, Hrn. J. Sullivan, vernommen, daß er, von Hrn. Schwarzens thätiger Mithülfe in diesem löblichen Unternehmen unterstützt, den Nadscha von Tanjore und die Nadschas des großen und kleinen Marawar bewogen hatte, zu Tanjore, Ramanadapuram, und Schevaganga, den Hauptstädten ihrer Gebiete, Schulen zur Erlernung des Englischen zu errichten, wozu jeder der beiden Lehrern 300 Pagoden zur Erhaltung ihrer beiden Schulen bestimmte. Diese Friedensstiftungen, meldet Hr. Sullivan, sind durch den Krieg unterbrochen und die dafür ausgesetzten Summen nothwendig für andere Zwecke verwendet worden; wir hoffen jedoch sie werden mit der Rückkehr des Friedens wieder ins Leben treten.

„Indem wir solche Anstalten, die geeignet sind gegenseitiges Vertrauen zu stiften, den Verstand der Eingebornen zu erleuchten und ihnen Achtung vor der britischen Nation einzufößen, indem sie sie mit den Hauptvorzügen unserer den Rechten und der Wohlfahrt der Menschheit so günstigen Regierung bekannt machen, in hohem Werth halten, so haben wir beschlossen, unsern Wunsch ihr Gedeihen zu fördern durch einen jährlichen Beitrag von 250 Pagoden für jede der obengenannten Schulen, so wie für jede andere die für denselben Zweck noch eröffnet werden möchte, zu bezeugen; und wir weisen Sie daher an, jeder solchen Schule jährlich die Summe von 250 Pagoden zu bezahlen, indem wir uns schmeicheln, daß unser Beispiel die mit uns verbündeten eingebornen Fürsten zu ähnlichen und noch ausgedehntern Gutthaten anspornen werde.“

Der Statthalter und Rath von Madras beeilten sich diese verständigen und wohlwollenden Absichten des leitenden Ausschusses abzufertigen, und forderten daher Hrn. Schwarz zur Mittheilung alles dessen auf, wozu seine vielseitige Erfahrung ihn in Stand setzte. In Betracht daß der Provinzialschulenplan von der Regierung unterstützt werden sollte, schien es ihm angemessen, den Gegenstand den Mitgliedern des Kirchenvorstands in Tanjore vorzulegen, damit sie, wie er bemerkte, mit seiner Verfahrungsweise völlig bekannt würden.

So gelang dem würdigen Manne was er begann, und die Mission dehnte sich allmählig um ihren Hauptsitz herum, wo Schwarz wohnte, aus; und aus Gaben von Geld und Land floß ein Schatz zusammen, aus welchem Lehrer und Katechisten bezahlt wurden; auch wurden Capellen und Schulräume errichtet, theils an Orten nahe beim Fort und der Stadt, theils auch in bedeutender Entfernung davon. Die Missionare gingen häufig diese Schulen zu besuchen und widmeten ihnen so viel Zeit und Sorgfalt als die höhern Anforderungen der Hauptmission ihnen gestatteten.

Es war in jener ersten Zeit der Mission in Indien, wie auch noch jetzt, gegen den Erfolg derselben oft angeführt worden, daß wenige wo nicht keine Personen, außer solchen aus den niedersten Kasten, sich je zum christlichen Glauben bekehrten. Ueber diesen Punct mag es erfreulich seyn das Zeugniß eines so urtheilsfähigen und unklagbaren Mannes wie Schwarz zu vernehmen.

„Was die Kasten betrifft,“ bemerkt er, „so bestehen unsere Gemeinen sowohl hier als in Tranquebar aus einer beinahe gleichen Zahl der höhern und niedern.“ Dann weist er besonders auf die Schwierigkeit hin, die natürlich im Umgang zwischen Eingebornen verschiedener Kasten entstehen mußten und zwar noch nach ihrer Bekehrung zu jener göttlichen Religion, die, wenn sie auch überall Rangverschiedenheiten anerkennt, lehrt, daß Alle, als Kinder eines gemeinsamen Vaters und Jünger des

sanftmüthigen und demüthigen Heilandes, unter sich Brüder sind. „Hier,“ fährt er fort, „sitzen die Männer und Frauen der höhern Kaste auf einer Seite der Kirche und die der niedern auf der andern.“

„Ich habe allen unnöthigen Zwang sorgfältig vermieden und bin dadurch weniger Schwierigkeiten begegnet. Selbst beim Abendmahl trat etwa einer von niederer Kaste zuerst herzu ohne Unannehmlichkeit zu verursachen. Kämen Sie an einem Sonntag in unsere Kirche, Sie würden sich über das reinliche Aussehen der niedern Kasten wundern, so daß man sie leicht für höhere halten kann. Was man vorzüglich an ihnen aussetzt ist das, daß sie todte Thiere verzehren. Ich habe von jeher gegen diese Sitte den größten Abscheu bezeugt, und bestimmt erklärt, daß ich sie nicht dulden werde; ich weiß auch kaum ein Beispiel davon hier. Die Landgeistlichen und Katechisten gehören meist zu einer der höhern Classen. Der Katechist Gabriel ist freilich von einer niedern; demungeachtet geht er sehr freimüthig mit Leuten von höhern Kasten um, da er in seinem Anzug große Reinlichkeit beobachtet. Im Innern des Landes ist solcher Umgang allerdings nicht so leicht. Als ich jüngst bei einem Heiden von höherer Kaste eingeladen war und eben ein Variar Katechist zu mir kam, rief ich ihm zu: „Halt, ich will zu dir kommen; die Suttirer, d. h. die Leute von der höhern Kaste, haben noch nicht gelernt demüthig seyn: sie sind stolze Sünder, wir müssen Geduld mit ihnen haben.“ Dies wollten sie nicht zugeben und benahmen sich daher freundlich gegen den Katechisten. Anderswo versammelten sich im Hause eines Heiden viele Leute, die ich katechisirte und mit denen ich betete, auch hatten wir an einem Sonntag sogar Gottesdienst dort. Der Hausherr setzte sich zu meinen Füßen und hörte sehr aufmerksam zu. Ach könnten wir nur mehr unter ihnen seyn, es würde sich in Kurzem alles viel besser machen. Wir predigen Hohen und Niedern,

daß Jesus Christus unsre Weisheit, unsre Gerechtigkeit, unsre Heiligung und unsre Erlösung sey.“

Folgendes ist ein weiteres Beispiel von der ungewungenen, unansößigen Art, wie Hr. Schwarz die Kastenvorurtheile zu mindern sich bestrebt.

Als er eines Morgens im Vorzimmer des Palastes zu Tanjore auf eine Audienz beim Nadscha wartete, wurde er von einem Brahminen, der in derselben Absicht dort war, also angeredet: „Herr Schwarz, halten Sie es nicht für etwas sehr Schlimmes, einen Variar zu berühren?“ „O ja,“ versetzte der ehrwürdige Missionar, „es ist etwas sehr Schlimmes.“ Da es aber dem Brahminen aus der Art, wie Schwarz dies sagte, schien, daß er mehr damit meinte, fragte er weiter: „aber was verstehen Sie denn unter einem Variar?“ „Ich verstehe,“ erwiderte der Missionar, „einen Dieben, Lügner, Verleumder, Säufer, Ehebrecher, einen stolzen Menschen.“ „Ja dann,“ unterbrach der Brahmine eilig, „dann sind wir alle Variars.“ So wurde ihm gezeigt, wie geringfügig in des Missionars Ansicht sein gerühmter Vorzug vor dem Variar, und was vor Gott der einzige Unterschied zwischen Mensch und Mensch sey.

Die Klugheit, womit Schwarz diesen schwierigen und kizelichen Punct behandelte, ist ein fernerer Beweis, wie richtig er den freisinnigen und duldsamen Geist des Christenthums auffaßte; und der glückliche Erfolg seines milden und schonenden Benehmens war, daß die Kastenunterschiede unter seinen Befehrten allmählig verschwanden. Sie wären auch mit der Zeit wahrscheinlich ganz vergessen worden; allein das harsche und unduldsame Wesen einiger seiner jüngern Nachfolger reizte und erweckte das Gefühl der eingebornen Christen in Bezug auf diese bedauerlichen Unterschiede; und als dann später die Mission von Bischof Middleton und nachgehends von Bischof Heber besucht wurde, ward ein Aufruf in Hinsicht dieses Gegenstandes an sie erlassen. Diese beiden hohen Geistlichen stimmten in der Ansicht überein,

daß die besagten Unterschiede mehr bürgerlicher als religiöser Art seyen, und empfahlen den Befehrten gegenseitige Duldsamkeit und Freundlichkeit; auch ermahnten sie die Missionare zur Rückkehr zu den Grundsätzen und der Handlungsweise ihres trefflichen Vorgängers Schwarz, indem sie die Kastenunterschiede in der Kirche gelten ließen; nur müßten sie darauf bedacht seyn, die Gemeinde zu belehren, daß sie von Natur und im Lichte des Christenthums alle Eines seyen.

Zu Anfang des Jahres 1788 erwähnt Schwarz in einem Schreiben an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß der ersten Bezahlung des freigelegten Beitrags der ostindischen Compagnie zur Unterstützung der bereits errichteten Provinzialschulen, und seiner Verwendung derselben, nach seinem Vorschlag, für die Schulmeister und Vorsteher. „Ich begehre,“ setzt er hinzu, „nichts davon für mich selbst, werde aber gleichwohl mithelfen, so lange ich kann.“ Dann gedenkt er mit größter Zufriedenheit der Fähigkeiten, des Eifers und Fleißes des Hrn. F. Kohlhoff, seines neuen Mitarbeiters in der Mission. In Betreff der Gemeinde zu Palamcotta, über die man sich erkundigte, erwiederte er, sie bestehe aus etwa 120 Seelen, unter denen viele Krämer, einige Handwerker, einige Bauern und einige Hindu-Soldaten oder Sipoi's seyen; alle hätten ihre Beschäftigungen, und keiner, soweit ihm bekannt sey, lebe von den Wohlthaten Anderer, geschweige von der Gemeinde. Der wackere und fromme Katechist Sattianaden gehe mit der Pflege dieser anziehenden Gemeinde trefflich um. Die englische Liturgie sey übersetzt und werde regelmäßig vor der Predigt gelesen.

Um jene Zeit erfuhr Schwarz eine sehr gnädige Lebensbewahrung. Er war vor Tag aufgestanden und setzte sich an eine Stelle, wo eine sehr giftige Schlange lag; doch zum Glück fiel sie ihn nicht an. Ihr Biß ist so tödtlich, daß man meist stirbt, ehe man zu Mitteln greifen kann.

Im October desselben Jahres kam der Prediger Hänke, welcher der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß von Professor Schulz in Halle als für das wichtige Amt eines Missionars vorzüglich geeignet empfohlen worden war, in Tanjore an. Er war angewiesen einige Zeit bei Hrn. Schwarz zu verweilen und sein Benehmen nach dessen Belehrungen und Beispiel einzurichten.

Eine Reise nach Madras, wo er in drei Sprachen, Englisch, Portugiesisch und Tamulisch, jeden Sonntag das Evangelium predigte, nahm zwei Monate des Jahres 1789 weg. Nach seiner Rückkehr besuchte er seine Brüder in Cuddalor und Tranquebar, und überzeugte sich, wie rasch die Schulen für Eingeborne fortschritten und auch von den Söhnen der ersten Familien besucht wurden.

### Sechszehntes Kapitel.

Amir Sings schlechte Regierung von Schwarz dem Statthalter gemeldet. Dessen Maßregeln. Fernere Klage über die schlechte Behandlung. Sarfudschis. Derselbe unter Schwarzens Vormundschaft gestellt. Schwarzens Brief an den Statthalter Campbell. Macht Vorschläge für die Verwaltung der Finanzen. Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß und andre über die Mission. Krieg zwischen Heider Ali und der ostindischen Compagnie. Sattinader's Ordination und dessen Zeugniß über seine Befehrung. Missionar Kämmerer. Dessen Nachrichten über Schwarz. Stücke aus Schwarzens Tagebuch. Seliger Tod eines alten Mannes. Missionar Bezold.

kehren wir zu dem politischen Zustande des Reiches Tanjore zurück, der so tief in das Leben und die gesegnete Wirksamkeit des edlen Schwarz verflochten ist. — Amir Sing hielt schlecht die Versprechungen, die er der englischen Regierung zu Fort St. George (Madras) gegeben hatte. Schwarz selbst fühlte sich verpflichtet, dem Gouverneur zu melden, wie unklug dieser neue Gewalt-

haber wirthschaftete, wie er Ländereien verschleuderte, seine Unterthanen beeinträchtigte, die Rechtspflege gänzlich zerfallen ließ, und welche gefährliche Folgen eine längere Fortsetzung dieser Mißverwaltung des unfähigen Ministers Schewarow und seines noch unfähigern Herrn unausbleiblich nach sich ziehen mußte. Die Regierung schickte einen Commissär, der mit Hrn. Schwarz sich vergeblich mühte, die Entlassung des Ministers herbeizuführen und froh seyn mußte, als er die Ernennung zweier Eingeborner zur Mitverwaltung der Staatseinkünfte und die bessere Handhabung der Justiz, so wie die mäßige Behandlung der Unterthanen erlangte. Es wurde dem rastlos-thätigen Schwarz die Oberaufsicht über den höchsten Gerichtshof zu Tanjore übertragen, und er mußte über die Rechtsfälle an den englischen Residenten berichten. Allein diese Verbesserungen führten nicht weit, da sie, nur durch Furcht abgedrungen, in dem elenden Radscha und seinem schlechten Minister beständige Gegner fanden. Nun kam noch eine zweite Klage gegen den Erstern zum Vorschein. Sie galt der Behandlung des Prinzen Serfudschi, des adoptirten Thronerben des vorigen Radscha. Die hinterlassenen Frauen des verstorbenen Fürsten klagten, daß dieser Knabe nicht allein ohne alle Erziehung bliebe, sondern daß sein unwürdiger Vormund ihm nicht einmal frische Luft, Leibesbewegung und gehörige Pflege gestatte. Dieß führte zu dem Beschlusse des Rathes zu Madras, den Missionar Schwarz, nach der ersten Absicht des vorigen Regenten, zum Vormunde des Prinzen zu ernennen. Allein dieser Prinz war noch in den Händen seiner Widersacher, im Dunkel des Palastes verschlossen, und alle Versuche, ihm Freiheit zu verschaffen, scheiterten an den endlosen Schlaupheiten und Lügen, Versprechungen und Wortbrüchen eingeborner indischer Diplomatie. Zuletzt mußte der Resident Ernst zeigen, mit Truppen den Palast besetzen, an seiner Hand den jungen Serfudschi herausführen, ihn in einem eigens dazu gebauten Hause unter die Pflege

der Wittve des verstorbenen Radscha und die Erziehung eines von Schwarz dazu bestellten Brahminen bringen, und ihn mit einer Leibwache umgeben. Jetzt hatte der treffliche Missionar seine ganze Einwirkung auf den ihm anvertrauten Schübling. Er hatte aber noch tiefer in die öffentlichen Angelegenheiten von Tanjore einzugreifen, wie aus folgendem Briefe von ihm an Sir Archibald Campbell, den damaligen Gouverneur von Madras, und dessen Rath hervorgeht. „Als,“ schreibt er, „vor einigen Jahren grausame Willkür das Volk zur Verzweiflung trieb, versprach ihm der damalige Radscha Erleichterung und die Einführung einer bessern Rechtsverwaltung. Und da das so oft getäuschte und gedrückte Volk in die Wahrheit dieses edelmüthigen und erfreulichen Versprechens Zweifel setzte, ermächtigte er mich es in Schrift zu veröffentlichen und mich für dessen Erfüllung verantwortlich zu machen. Das Volk freute sich, kehrte in das Land zurück, machte sich, so spät auch die Jahreszeit war, so daß viele eine Hungersnoth erwarteten, mit bewunderungswürdigem Fleiß an den Ackerbau und wurde für seine fröhlichen Anstrengungen mit einer reichen Ernte gesegnet.“

„Bald hierauf starb der vorige Radscha. Ehe sein Nachfolger den Thron bestieg, bat ich Sir Archibald Campbell dem Lande die Wohlthat einer bessern Rechtspflege zu verschaffen. Von der Gemäßheit meines Ansuchens völlig überzeugt, bat er mich einen Plan zu entwerfen, wie dieses nach den Hindugesetzen auszuführen wäre.“

„Ich folgte diesem Befehl mit aller möglichen Freudigkeit, indem ich mir die wohlthätigen Folgen dachte, welche das Land davon genießen würde. Allein in einer meiner Ansichten wich Sir Archibald Campbell ab, indem er glaubte, dem gegenwärtigen Radscha die Ehre lassen zu müssen, selbst eine solche Rechtspflege anzunehmen. Ich stellte ihm vor, daß, ohne der Wohlgesinntheit des Radschas zu nahe zu treten, er von vielen übelge-

sinnren Menschen umgeben seyn werde, die eine solche Einrichtung, welche für das Land gar sehr wohlthätig, ihrem Eigennuß aber gerade entgegen wäre, hindern würden, und so der ganze Plan bald bei Seite gelegt würde. Wenn hingegen während der Zwischenregierung eine solche Rechtspflege eingeführt und von der englischen Regierung beschützt und begünstigt würde, was ja leicht wäre, so würde sie bestehen und gedeihen. Allein Sir A. Campbell dachte anders. Der Plan wurde dem Nadscha, als er auf dem Throne war, empfohlen, aber auf Anstiften seiner Diener bald von ihm hintangesezt.“

„Es wurde zwar etwas zum Schein gethan, indem man ein kleines Haus bestimmte, wo vier Richter Klagen schlichten sollten. Es war Anfangs offen, aber bald wurde es vermauert, so daß Niemand den Verhandlungen zusehen konnte.“

„Die Absichten einiger gutgesinnter Richter, welche unparteiisch zu richten wünschten, wurden durch die Diener des Nadschas vereitelt. Die Richter mußten erst Erlaubniß einholen, um einen Proceß anzuhören, und wenn sie die Erlaubniß hatten, wurden sie oft, als kaum die Untersuchung angefangen, durch Botschaften von den Dienern des Nadschas unterbrochen und verhindert fortzuführen. Diejenigen besonders, die dem Nadscha Geld geborgt, waren die Meister. Sie hatten Macht die Leute gefangen zu nehmen und zu bestrafen, und wer ihre Gunst besaß, mochte seine Sache auch noch so ungerecht seyn, gewann den Proceß. Ganze Bände könnten mit Erzählung solcher ungerechter Handlungen angefüllt werden. Wollte man eine Untersuchung anstellen, so würden viele Fälle den gänzlichen Mangel an Gerechtigkeit in diesem Lande beweisen. Ein Mann hatte Tschinnia Mudely (einen mächtigen Capitalisten) zum Gönner, und das Unrecht seiner Einmischung war den Richtern, dem Nadscha und seinem Minister so klar, daß Schewarow sagte: „aber was kann ich thun, wenn Tschinnia sich des Ungerechten annimmt?“ Ein Anderer, von Tschinnia

belangt, entfernte sich mit vielen andern nach Karikal; erhielt aber, auf Hrn. Nam's Aufforderung zu kommen und sich zu verteidigen, des Nadscha's Kappe. Er kam, wurde frei gesprochen und ging nach Hause. Tschinnia vernahm dies in Madras, und sandte einen schriftlichen Befehl diesen Mann gefangen zu nehmen und zu schlagen; und noch jetzt sitzt er im Gefängniß. Der Sirkiel versprach ihn loszugeben; aber aus Furcht vor Tschinnias Rache, hielt er es nicht für gut, sein Versprechen zu halten.“

„Im Bewußtseyn ihrer Machtlosigkeit baten die Richter den Nadscha um Erlaubniß sich zurückzuziehen, da ihre Bemühungen Recht zu sprechen durchaus fruchtlos seyen.“

„Solch ungerechtes Verfahren nahm den Einwohnern den Muth mit dem Anbau des Landes mit demselben Eifer fortzufahren. Letztes Jahr wurde ihnen Vieles versprochen, aber Nichts gehalten, und die ihnen vom vorigen Nadscha vor seinem Tode gemachten Versprechungen blieben gänzlich unbeachtet. Ehe die Einwohner ernten, müssen sie einen Theil ihrer Abgabe entrichten: wer kein Geld hat, geht dann zu den raubgierigen Capitalisten und borgt auf übermäßige Zinsen; kann er diese nicht bezahlen, so werden sie zum Capital geschlagen, und dann wird oft noch mehr gefordert. Als Hr. Perrie hier war, wurde eine Verordnung erlassen, daß Niemand mehr als 12 Procent fürs Jahr bezahlen müsse; sie wurde aber bald aus den Augen gesetzt. Kein Land, selbst das fruchtbarste, kann solche Bedrückungen ertragen.“

„Und da von dorthier keine Erleichterung zu erwarten ist, so wäre es die größte Wohlthat, welche die Regierung diesem gedrückten Lande erweisen könnte, wenn sie, ohne das Ansehen des Nadscha's zu schmälern, vor Bekanntmachung der von der verehrlichen Compagnie gemachten Erleichterung, von sich aus auf Einführung einer ordentlichen Rechtspflege dränge. Es würde dann den

Nadscha und die Einwohner freuen, wenn beides, nämlich die Güte der verehrlichen Compagnie gegen den Nadscha, und die des Nadscha's in Einführung eines Gerichtshofes, zu gleicher Zeit bekannt gemacht würden.“

Schwarz legte einen für die damalige Zeit sehr guten Plan für die Rechtsverwaltung vor; die Regierung billigte ihn, aber der schlechte Minister des Nadscha wußte seine Ausführung zu vereiteln. Die abscheulichste Willkühr dauerte fort und nahm sogar zu. Kein Mensch war seines Eigenthumes, Niemand vor der Folter sicher. Die gequälten Unterthanen ließen ihre Häuser und Felder liegen und flohen in benachbarte Herrschaften. Im folgenden Jahre (1790) hatte er eben so mit den Finanzen des Königreiches sich zu beschäftigen und Vorschläge für die Verwaltung derselben zu machen. Sie kamen nach seinen weisen Vorschlägen in die Hände europäischer Beamten, und auch hier war Schwarz der für beide Parteien allein geltende Vermittler. Die Summen für die Familie des verstorbenen Nadscha wurden mit unbedingtem Vertrauen zur Vertheilung in seine Hände gelegt.

Man würde aber sehr irren, wenn man meinte, diese vielfachen und mühsamen politischen Beschäftigungen hätten Herz und Auge des treuen Boten Christi von seinem Hauptwerke, der Mission, abgezogen. In einem Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß meldet er, er und seine Brüder hätten Ursache die Gnade Gottes zu verehren und zu rufen: „Bis hieher hat der Herr uns behütet, geleitet, geschützt.“ Hr. Koblhoff habe ihm in der Kirche und in der Schule treulich geholfen, und Hr. Fänke habe im Englischen und Tamil erstaunliche Fortschritte gemacht. Die Katechisten und Schullehrer zu Tanjore und Palamotta seyen zehn an der Zahl. Ihre Gehalte, der Unterhalt der Schulen, die Ausbesserung alter Häuser und der Bau neuer, so wie die außerordentlichen Zulagen an die Katechisten, wenn sie an entfernte Orte gesandt

werden, könnte er unmöglich alle bekreiten, meldet er, wenn ihm nicht sein Gehalt von der ostindischen Compagnie dabei zu Hülfe käme.

In einem andern Briefe desselben Datums meldet Schwarz, nachdem er abermals der großen Fortschritte Jänikes in der Tamilsprache gedacht, daß er die von diesem fleißigen Schüler aufgesetzten Predigten jetzt noch verbessere, bald aber würde er solcher Hülfe nicht mehr bedürfen. Es wäre dann nöthig, fährt er fort, ihm eine Station für seine Missionsarbeiten zu bestimmen, entweder in Madras oder Palamcotta, wo die Gemeinde in bedeutender Zunahme sey. Dort, meinte er, wäre mehr Erfolg zu hoffen, da die Leute weniger mit Europäern in Berührung kämen. Sonst aber bedürfe Hr. Gerike in Madras sehr der Hülfe; er hoffe jedoch, die Gesellschaft werde ihm diese Bitte durch baldige Aussendung eines neuen Missionars gewähren. Falls Gott ihn wegriefe, bemerkt er, würde Hr. Gerike nach Tanjore zu wohnen kommen und Hr. Kohlhoff nach Palamcotta, oder sie würden abwechselnd an beiden Orten seyn. In- desß unterwerfe er diese Verfügungen demüthig der göttlichen Vorsehung. Sie hätten jetzt, sagt er, keine fröhlichen Aussichten vor sich, da für das arme Land eine abermalige Verödung zu befürchten sey, obschon es kaum erst sein Haupt von den Verheerungen des letzten Krieges aufgerichtet habe.

In diesem Schreiben meldet Schwarz seine Absicht, zu Cumbagonam, einem der Hauptorte von Tanjore, eine Provinzialschule zu errichten. Es sey ihm vom Nadscha eine sehr gute Stelle dafür bewilliget worden, und er habe angefangen den Grund zu dem Gebäude zu legen, das er für ein Bethaus bestimme. Bald werde sich's zeigen ob der gefürchtete Krieg ihn am Fortbau hindern werde.

Die so gemeldete Absicht zu Eröffnung einer weitern Schule wurde bald darauf ausgeführt, wie folgender Auszug aus einem Brief an Hrn. Pasche vom 21. Juli

1790 zeigt, worin er unter andern nützlichen und anziehenden Mittheilungen zuerst seinen Vorsatz erwähnt, seinen frommen und vortrefflichen Katechisten Sattinaden zu ordiniren.

„Gott hat mir bis jetzt gnädiglich Kraft verliehen meine Arbeit zu thun, sowohl unter Christen als Heiden. Indes fühle ich das herannahende Alter, da ich bald mein 64stes Jahr vollenden werde; aber so lange ich lebe und noch einige Kraft habe, werde ich fröhlich meinen Theil arbeiten.“

„Um die Missionare zu erleichtern, gedenke ich einen eingebornen Katechisten, Namens Sattinaden, zu ordiniren, der durch sein redliches, uneigennütziges Wesen, als Frucht seiner aufrichtigen Liebe zu Christo, Hrn. Jänikes Aufmerksamkeit auf sich zog; und wirklich, nach meinem eignen Gefühl, kann ich diesen eingebornen Lehrer nicht anders als höher achten denn mich selbst. Er hat eine eigene Gabe mit seinen Landsleuten zu sprechen. Eines der Hauptgeschäfte eines Missionars sollte seyn, junge Eingeborne für künftige Katechisten zu erziehen. So oft mir ein hoffnungsvoller Junge vorkommt, spare ich weder Mühe noch Kosten, ihn für dieses Werk zu befähigen.“

„Ich habe zu Cumbagonam ein Schulhaus erbaut, das bedeutende Kosten verursacht hat. Solche Schulen sind das allerbeste Mittel, die Kenntniß des Wortes Gottes nicht allein der Jugend, sondern der Einwohnerschaft überhaupt, beizubringen. Sie können als Wohnsitze der Katechisten höherer Kaste dienen, die sowohl in der Stadt als auf dem Lande die Freudenbotschaft des Heils verkündigen können. Mehrere Malabar-Jünglinge gewähren die freudige Hoffnung, daß sie seiner Zeit nützliche Gehülfen sowohl in unsern Gemeinden als in unsern Schulen werden.“

„Wenn uns Gott tüchtige Nationallehrer schenkt, so wird sein Werk in diesem Lande gedeihen. Noch leben wir in Hoffnung. Die Schwierigkeiten sind freilich we-

der klein noch gering an Zahl; aber unter ihnen zu verzagen, wäre Sünde. Gott hat in den vierzig Jahren meines Wohnens in diesem Lande manches Hinderniß weggeräumt; und Der, welcher bisher mit uns war, wird es auch ferner seyn. Er gebot Josua, getrost und unverzagt zu seyn, und dieselbe Aufforderung ergeht auch an uns. Vieler Heiden Augen sind geöffnet; aber das mit dem Bekenntniß des Christenthums verbundene Kreuz ist den Meisten ein Stein des Anstoßes.“

„Hinsichtlich des Vorschlags, ein ganz von Christen bewohntes Dorf anzulegen, habe ich immer die Besorgniß gehabt und auch ausgesprochen, daß im Fall einer Aufregung ein solches Dorf auf der Stelle niedergebrannt würde. Wo hingegen, wenn in einem Dorfe einige christliche Familien wohnen, der ganze Bezirk mit dem Rathe Gottes zu unserer Selbtheit bekannt werden kann.“

Inzwischen war zwischen dem Nachfolger Heider Ali's in Meisur, dem bekannten Sultan Tippu Sahib, und der ostindischen Compagnie Krieg ausgebrochen. Die armen Eingebornen kamen zu Tausenden in das Fort zu Tanjore, um sich von den streifenden Reiter-schaaren dieses Kriegers zu schützen. Die Dörfer um Tritschinopoli wurden von diesen verbrannt, viele Bauern getödtet oder verwundet. Schrecken und Angst ging durch das ganze Land, aber „die Armen,“ sagt Schwarz in einem Briefe, „wollten die Hand nicht erkennen, die sie schlug.“ Bis die britische Armee und Lord Cornwallis in das Land Meisur selbst einrückte, sah man in Tanjore einem Angriffe Tippu-Sahibs mit Angst entgegen. Jetzt aber konnte Schwarz wieder mit mehr Nachdruck seinen friedlichen Arbeiten leben. Die letzte Handlung des Jahres 1790 war die Ordination des wackern Katechisten Sattinaden, der mit Hrn. Fänike zu Palameotta arbeiten sollte und der folgendes schöne Zeugniß über seine Bekehrung ablegte:

„Wenn ich die Wege Gottes betrachte, die Er mich geführt, so bin ich voll Bewunderung und Dank. Ich

war einst ein Heide, der Jhu nicht kannte, und Er rief mich durch seinen treuen Diener Schwarz. Dieser mein ehrwürdiger Vater nahm mich auf und unterrichtete mich. Seine Bemühungen bei Tag und Nacht bewirkten in mir die Bekehrung zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum; sie brachten in mir rechte Fruchte der Buße hervor, bewogen mich, ein heiliges und göttliches Leben zu führen und ließen mich in Erkenntniß und göttlicher Gnade wachsen. Er bestimmte mich nicht zu weltlichen Geschäften, sondern dazu, daß ich mein Volk zur Erkenntniß Gottes in Jesu Christi brächte, den Er zur Veröhnung der Welt gesandt hat. Darum gab er mir das Amt eines Katechisten und gab sich alle Mühe, mich in der Erkenntniß immer weiter zu bringen. — „Und auch Sie,“ schrieb er an Hrn. Jänike, „bemühten sich meine Irrthümer und Fehler zu berichtigen, ermunterten mich zum Wachstum in der Frömmigkeit, und trachteten mich stets nützlicher und glücklicher zu machen. Wenn ich selig werde, woran ich, da ich auf die Gnade Gottes vertraue, nicht zweifle, so wird es zu Ihrem Ruhm seyn; und selbst wenn ich verloren ginge, was Gott verhüte, so könnte meine Verdammniß Ihren Ruhm nicht schmälern. Um nun die edeln Bemühungen meiner hochverehrten Lehrer zu krönen, so hat die verehrliche Gesellschaft Ihre Unterehmungen genehmigt und mich in dem mir anvertrauten höhern Amt bestätigt; eine Gewogenheit, die ich nie vergessen werde. Möge mir Gott ein wahrhaft demüthiges Herz schenken! Möge Er mich ihm selbst angenehm, in der Verrichtung jeglicher Pflicht fleißig, meinem Geschlecht nützlich, und Ihm, sowie meinen Obern, gehorsam machen!“

Im folgenden Jahre meldet Schwarz in einem Briefe an die Gesellschaft in England, „daß er, obgleich schon über das 65te Lebensjahr hinaus, noch große Ursache habe, Gott für die Erhaltung seiner Gesundheit zu

danken und daß Er ihn in den Stand gesetzt, in der Erfüllung seiner Pflichten fortzufahren. Es seyen im Laufe des verfloffenen Jahres 87 bekehrte Heiden getauft worden, von denen die Mehrzahl Uckerleute, innerhalb weniger Meilen vom Fort, und man beabsichtige Häuser zu bauen, damit sie leichter zum Gottesdienst kommen können. Hr. Fänike, in Palameotta wohnend, sey über das gute Betragen der verschiedenen Gemeinden, die seit seinem Dortseyn um 65 Glieder zugenommen, sehr vergnügt. Auch im Fort gebe es einige wirklich fromme Leute. Dann meldet er, er habe unlängst einen Besuch von Hrn Kämmerer, dem neuen Missionar zu Tranquebar, erhalten, der drei Monate bei ihnen geblieben sey um die Tamilsprache zu erlernen; er glaube, er sey ein wahrer Christ, der mit Eifer das Werk eines Evangelisten betreiben werde. Auch spricht er die Hoffnung aus, daß der Krieg bald zu Ende gehen werde und den Missionsarbeiten dann ein offenes Feld dargeboten würde. „Wollte Gott,“ fährt er fort, „daß Arbeiter ausgesandt würden, es zu bearbeiten! Ich bin gewiß, daß einige Europäer hier mithelfen würden. Die Regierung würde nicht darunter leiden, sondern vielmehr den Nutzen des Volksunterrichts erfahren. Ich könnte diesen durch unwidersprechliche Belege darthun, und die Regierung würde es bestätigen.“

Von dem erwähnten Besuche des neuen Missionars in Tranquebar, Hrn. Kämmerer, macht dieser selbst seinen Freunden in Deutschland folgende Mittheilungen.

„Tanjore,“ schreibt er, „ist eine große befestigte Stadt, die, seit sie in den Händen der Engländer ist, bedeutend ausgebessert wurde. Noch sind aber die Straßen schmutzig und widerlich, und der Ort war während der Regenzeit sehr ungesund. Dies bewog Hrn. Schwarz, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen ein beträchtliches Grundstück zu wählen, das er in einen Garten umwandelte und wo er mehrere Häuser und eine kleine Kirche erbaute. Ganz nahe bei diesem Garten siedelten

sich die eingebornen Christen an, und er lebt unter ihnen wie ein Vater. Mein Aufenthalt in Tanjore sollte nur bis 25. October währen, da die Brüder in Tranquebar meiner sehr bedurften; allein Hr. Schwarz wünschte eine Verlängerung der Zeit, da es ihm sehr daran lag, daß ich in der Malabarsprache bedeutende Fortschritte mache; dazu traf es sich, daß die Regenzeit dieses Mal viel heftiger war als sich die ältesten Einwohner erinnern können; daher ich ohne Lebensgefahr nicht zurückkehren konnte. Unter diesen Umständen dehnte sich mein Aufenthalt bei diesem trefflichen Manne bis zum 14. December aus.

„Nichts konnte mir mehr und wahrhafteres Vergnügen gewähren, als die Gesellschaft des Hrn. Schwarz. Seine ungeheurchelte Frömmigkeit, seine wahre und gewissenhafte Treue in jedem Zweige seiner Obliegenheiten, seine Redlichkeit — kurz sein ganzes Wesen erfüllte mich mit Hochachtung und Bewunderung. Er behandelte mich wie ein Bruder, oder vielmehr wie ein väterlicher Vater, und unterrichtete mich auf die angenehmste Weise in der Malabar-Sprache. Dasselbe that Hr. Koblhoff, der die Sanftmuth und Demuth selbst ist. Mancher Abend flog dahin wie ein einziger Augenblick, so ungemein anziehend war die Unterhaltung dieses wahrhaft ehrwürdigen Mannes, und seine Erzählung von der eigenen gnädigen Führung Gottes, von der er im Laufe seines Lebens so viele Beweise erfahren, vornehmlich während der schrecklichen Kriege in Indien. Die vielen Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt war, und die wunderbare Weise, in der es oft bewahrt blieb, seine innige dankbare Liebe zu Gott, seine herzlichsten Gebete und Lobpreisungen, seine sanften Ermahnungen, beständig in der Gegenwart Gottes zu wandeln, treulich das Evangelium zu predigen, und uns gänzlich der gütigen Vorsehung Gottes zu überlassen — dies alles brachte manche Thräne aus meinen Augen, und ich konnte nicht

umhin oft recht herzlich zu wünschen, daß ich einst wie Schwarz werden möge. Seine Uneigennützigkeit, seine Redlichkeit in der Führung öffentlicher Geschäfte, verschaffte ihm die allgemeine Achtung sowohl der Europäer als Hindus. Federmann liebte und ehrte ihn, vom König von Tanjore bis zum geringsten Eingebornen.

„Er war auch nicht weniger gefürchtet; denn er tadelte sie, ohne Rücksicht auf Stellung und Rang, wenn sie sich strafbar betrugten, und er sagte Allen ohne Unterschied, was sie zu thun und zu lassen haben um ihr zeitliches und ewiges Wohl zu fördern. Der König bemerkte öfters, es werde in der Welt Vieles durch Geschenke und Gold ausgerichtet; er selbst habe mit diesen Mitteln Vieles bewirkt; bei Padre Schwarz aber verfehlten sie ihren Zweck. Dieser würdige Mann sagte mir oft, die Gunst Gottes und die Gemeinschaft mit Christo sey ihm mehr werth als Tausende von Silber und Gold. In der That, durch Gottes Güte ist er diesem Lande zum großen Segen geworden. Was Andere ohne militärische Macht nicht auszurichten vermöchten, das ist ihm durch seinen persönlichen Einfluß, den er auf das Volk ausübt, gelungen, und den hatte er blos durch seine Redlichkeit und aufrichtige Frömmigkeit gewonnen.

„Einige Meilen von Tanjore lockten zwei Brahminen ein Knäblein reicher Eltern, mit Gold und Edelsteinen prächtig geschmückt, in ihre Pagode und tödteten es daselbst. Die Regierung von Madras bat Hrn. Schwarz, diese Gräueltbat zu untersuchen. Er prüfte die Mörder in des Königs Palast und brachte sie zum Geständniß des Verbrechens. Sie wurden hierauf hingerichtet.

„Bei einem Besuch in Cumbagonam sprach Schwarz mit einem Brahminen, der ein großer Landbesitzer war, und drang mit vieler Liebe in ihn, sich zum wahren Gott zu bekehren. Einige Wochen später hörte er, er sey gestorben und seine Gattin sey mit seiner Leiche

lebendig verbrannt worden. Es geschieht dies zwar jetzt weniger häufig als früher; allein es kommt doch noch vor; und wenn Hr. Schwarz vorher erfährt, daß ein solches unmenschliches Opfer gebracht werden soll, so bietet er seinen ganzen Einfluß auf, um es zu verhindern, und es ist ihm damit öfters gelungen.

„Sein Garten ist von Morgen bis spät Abends voll von Eingebornen jeden Ranges, die zu ihm kommen um ihre Streitigkeiten schlichten zu lassen; aber um seine Missionarspflichten nicht zu versäumen, werden oft die wichtigsten Fälle aufgeschoben.

„Er hält Morgens und Abends Hausgottesdienst, dem viele der Christen beiwohnen. Zuerst wird ein kurzes Lied gesungen; dann hält er eine kurze Anrede über einen Bibelspruch und schließt mit Gebet. Bis das vorüber ist, muß Jeder, selbst der Vornehmste, warten. Die Zahl derer, die zu ihm kommen um im Christenthum unterrichtet zu werden, ist bedeutend. Täglich kommen Leute die ihn bitten in ihrer Gegend eine christliche Gemeinde zu gründen.

„Während meines Hierseyns wurden an dreißig zuvor unterrichtete Personen getauft. Er vollzieht diese Handlung immer mit einer solchen Feierlichkeit, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt werden. Er hat in Wahrheit von Gott eine ganz eigene Gabe erhalten, die Wahrheiten der Religion zu lehren. Heiden vom höchsten Rang, die nie im Sinn haben Verehrer des wahren Gottes und Jünger Jesu Christi zu werden, hören seinen Belehrungen mit Vergnügen zu. Während eines Aufenthalts von mehr als 40 Jahren in diesem Lande, hat er eine sehr gründliche Kenntniß der Sitten, Gebräuche und des Charakters des Volks erlangt. Er spricht die Tamilsprache so richtig wie ein Eingeborner. Er hat auf jede Frage gleich eine Antwort bereit, und widerlegt Einwendungen so treffend, daß die Leute bekennen: „Wir können diesem Priester nichts zur Last legen.“

„Als die Zeit zu meiner Rückreise nach Tranquebar gekommen war, fiel es mir ungemein schwer, mich von diesem trefflichen Manne zu trennen. Außerdem, daß ich in der Malabar-Sprache bedeutende Fortschritte machte, zog ich großen Gewinn für meine unsterbliche Seele. Beim Abschied sagte er, indem er mir mit Innigkeit die Hand drückte: „ach, möchten wir uns vor dem Throne Gottes wieder finden! Ich wünsche meine Freunde an der Küste nochmals zu sehen und ihnen mein Lebewohl zu sagen.“

Schwarzens Tagebuch von diesem Jahr enthält eine merkwürdige Bestätigung von dem, was Hr. Kämmerer von der Achtung sagt, die er sowohl bei der englischen Regierung als beim Nadscha von Tanjore genoß, sowie von seinem wohlthätigen Einfluß selbst in Civilangelegenheiten, im Verein, wie immer, mit seinem ungeschwächten Eifer und Wahrheitsinn.

„Als der jetzige König,“ sagt er, „den Thron bestieg, wurde ich aufgefordert, die Umrisse zu einem Plan für bessere Handhabung des Rechts und der Gesetze zu entwerfen. Ich that es. Es wurde nach England gesandt und genehmigt. Dieses Jahr sandten die Directoren Befehle, meinen Plan in Ausführung zu bringen, und der Statthalter von Madras bat mich, die Leitung zu übernehmen. Das vermehrte meine Arbeiten bedeutend, aber um der armen Einwohner willen konnte ich den Dienst nicht versagen.

„Da viele Eingeborne aus allen Theilen des Landes täglich zu mir kamen, so hatte ich die beste Gelegenheit ihnen den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen. Die Morgens 7 Uhr kamen, wohnten unserer Morgenandacht bei. Andere, die um 8 Uhr kamen, hörten den Unterricht der Taufcandidaten mit an. Zuweilen sind 40 — 50 Personen da von hohen und niedern Kasten. Oft sitzen 15 — 20 Brahminen da, wenn ich catechisire. Ich sage ihnen: „Setzet euch, so werdet ihr hören was wir lehren. Ich hoffe, ihr werdet euch dem

Dienste euers Schöpfers und Erlösers weihen und euern elenden Götzendienst verlassen!“ So sitzen sie eine Stunde lang ruhig hin und hören alles was ich sage. Vor dreißig Jahren hätten sie das für das größte Vergerniß gehalten. Möge Gott ihnen gnädig seyn und ihre Herzen geneigt machen, die Wahrheit nicht bloß zu hören, sondern sie auch aus Liebe zu ihr anzunehmen!

„Meine Hoffnung, daß dieses Land zur beseligenden Erkenntniß des Heils gelangen wird, wird täglich stärker; ob aber ich die Umwandlung erleben werde, weiß der Herr allein; auch liegt nicht viel daran. Meine Haupt Sorge ist, junge Leute zum Dienst Christi zu erziehen. Hr. Fänike bemerkte, er wünsche, wir hätten noch einige solche Jünglinge wie Sarrianaden. „Nun,“ versetzte ich, „der Herr der Ernte kann noch mehrere berufen. Möge Er uns nur ein einfältiges Auge und demüthige Herzen schenken! dann wird sein Segen uns nicht fehlen. Sind aber unsere Leweggründe schlecht, so können wir solchen nicht erwarten.“

In einem andern Theile seines Tagebuches sagt Schwarz: „Ich beschäftige manchmal arme Wittwen mit Spinnen. Das Garn tragen sie dann zu einem christlichen Weber, der für eine kleine Bezahlung gutes Tuch davon macht. Einige Wittwen zerstoßen Reis und verkaufen ihn; andere erhalten sich durch den Verkauf von Früchten. Wenn ich diese armen Wittwen an einem Nachmittag besuche, so katechisire ich sie zuerst und lasse mir dann ihre Arbeit zeigen, zum Beweis ihres Fleißes. Sie haben beständig Arbeit nöthig; nicht nur zur Beschäftigung, sondern um in den Stunden der Einsamkeit ihren Geist auf einen Gegenstand zu richten.

„Der große Wunsch unserer Herzen ist, daß die in unserer Religion Unterrichteten einen ihren Vorschriften gemäßen Wandel führen. Einige bringen wirklich die Früchte des Glaubens hervor; was andere betrifft, so arbeiten wir in Geduld, hoffend, daß sie sich zum Herrn bekehren.

„Erst vor Kurzem wurde ein alter Mann begraben, dessen Leben und Tod uns zum großen Troste war. Er war ein Mann von Vermögen in Land und Vieh, und hinterließ alles seinen Kindern, die er in seinen letzten Augenblicken ermahnte, seinem Beispiele zu folgen und Jünger Jesu Christi zu werden. Aber ach! sie hatten keine Lust dazu. Sein ganzes Herz war auf Gott gerichtet; er suchte und fand die Seligkeit durch Buße und Glauben an den großen Erlöser und durch einen festen Wandel in der Gottseligkeit. Er war unermüdet im Gebet, gab nie der Unzufriedenheit Raum, sondern war immer heitern und zufriedenen Gemüths. Viele Heiden, die ihn kannten, pflegten zu sagen: „Wenn unter denen die Unterricht empfangen auch sonst kein aufrichtiger Christ wäre, so ist doch gewiß dieser gute Alte einer.“ In seiner letzten Krankheit wurde er von den Katechisten und uns besucht. Am Tage seiner Heimfarth sprach ich zu ihm: „Lieber Freund, es scheint, der HErr wolle Euch heute von hinnen rufen.“ „Ach ja,“ erwiderte er, „ich bin bereit zu gehen, und meine Seele ruft: Komm, HErr Jesu! ich will dir gerne folgen!“ Als bald darauf einer der Katechisten ihn frug, wie er sich befände, sagte er: „Ganz wohl,“ und verschied. Sein Tod erweckte allgemeine Theilnahme. Die Schulkinder, die ihn als Vater verehrten, folgten ihm mit Gesang unter einem großen Zulauf von Christen und Heiden, und streuten Blumen auf sein Grab. Alle Brüder waren überzeugt, daß er wahrhaftig in Christo lebte und starb. Sein Andenken wird im Segen seyn.“

Im October 1792, da Schwarz anfang die Last seiner 66 Jahre zu fühlen, kam endlich nach vielen Anfragen um weitere Gehülffen ein junger Mann von der Universität Wittenberg, C. W. Pezold, nach England, um von dort nach Indien abgesendet zu werden und das Werk des würdigen Schwarz nach seinem Tode befestigen zu helfen.

## Siebenzehntes Kapitel.

Harte Behandlung Serfudschis und der Wittwen Tuldschadschis durch Amir Sing. Serfudschis Brief an Schwarzg. Dieser überendet seine Klagen dem Statthalter von Madras. Befegung Serfudschis und der Wittwen nach Madras. Untersuchung der Ansprüche Serfudschis auf den Thron erneuert und bestätigt. Rückgabe der Finanzverwaltung an Amir Sing. Dessen erneuerte Bedrückungen. Schwarzg's Besuch bei Serike in Bepery. Ihr gegenseitiges Zeugniß. Die Kollars. Jänife und Sattianaden in Palamocotta.

Der angenommene Sohn des verstorbenen Nadscha von Tanjore war zwar, wie schon erwähnt, im Jahr 1790 der Macht seines Nachfolgers entzogen worden, allein die Eifersucht und Erbitterung Amir Sings gegen Serfudschis und die Baie Sahibs, (Wittwen des verstorbenen Bruders) währten fort und waren in den zwei folgenden Jahren so weit getrieben worden, daß im November 1792 die englische Regierung zu ihrem Schutz schlechterdings wieder einschreiten mußte.

Der Tochtermann Amir Sings, Gatte seines einzigen Kindes, war unlängst ohne Erben gestorben, und der Nadscha schrieb dieses unglückliche Ereigniß, das ihn aller Hoffnung einer Nachkommenschaft beraubte, den Zaubereien der Wittwen Tuldschadschis mittelst eines Persary zu. Ja er beschuldigte sie gar der Verschwörung gegen sein eigenes Leben mittelst derselben Künste; und nachdem er den Persary wegen der angeblichen Zauberei zum Strang verurtheilt hatte, ließ er öffentlich vor der Wohnung der Wittwen Tschuldschadschis eine Kundmachung ausrufen, worin er sie beschuldigt den Elenden zu dieser Greuelthat angetrieben zu haben.

Während der Nadscha die Wittwen seines verstorbenen Bruders so ungerecht anklagte, machte er sich selbst eines offenbar schädlicheren Dinges schuldig, indem er unter den Fenstern Serfudschis eine Menge langen Pfef-

fers und anderer Stoffe verbrennen ließ, wodurch er und seine Dienerschaft beinah erstickten.

Folgende Uebersetzung eines Briefes Serfudschis an seinen verehrten Freund und Vormund beschreibt mit großer Einfachheit und allem Schein von Wahrheit andere Beispiele von Verfolgung und Neckerei, die er damals zu tragen hatte. Er schreibt:

„Ich will die mannigfaltigen Mackereien die ich bisher von Amir Sing, Maba Nadscha, erlitten, nicht abermals aufzählen, da sie Ihnen bekannt sind und Sie sie der Regierung gemeldet haben.

„So oft auch der Statthalter den Amir Sing ermahnte mich freundlich zu behandeln, er hat alle Ermahnungen außer Augen gesetzt.

„Daß ich noch lebe verdanke ich der Güte der Regierung.

„Ich will nur eine der letzten Unbilden Amir Sings nennen. Sultschana Baie Sahib behandelte mich von Kind auf wie eine Mutter; und als sie neulich starb, wollte ich sie durch Verrichtung der Begräbnißfeier ehren. Da aber der Statthalter und der Rath beschloffen, daß Amir Sing diese Pflicht erfüllen solle, so blieb ich ruhig. Da er darauf bestand, so hätte er es ausrichten sollen; statt dessen aber sandte er einen Gedungenen und er selbst ging vom Fort weg sobald die Leiche fortgetragen wurde, welche Unehre gegen meine Mutter mir sehr wehe that.

„Er fährt fort mich zu plagen. Meine Lehrer hindert er zu mir zu kommen. Meine Diener verhaftet er, so daß kaum einer bei mir bleiben will. Kommt ein Händler um mir Tuch zu verkaufen, so wird der Händler sammt dem Tuch angehalten. Ich könnte noch Vieles anführen; aber warum sollte ich Sie mit allen meinen Klagen behelligen? Ich bitte Sie diesen Brief den verehrlichen Directoren zuzusenden und sie zu ersuchen mich entweder nach Madras zu rufen, was ich herzlich wünsche, oder

eine europäische Wache an das Thor zu stellen, um mich und meine beiden Mütter zu beschützen; oder mir außerhalb des Forts, in Ihrem Garten, ein Zimmer zu geben.

„Ich bitte Sie meine Klage den verehrlichen Directoren vorzulegen. Sie vermögen mir zu helfen und ich hoffe sie werden mich beschützen.“

Diesen Brief übersandte Schwarz dem neuen Gouverneur von Madras Sir Charles Dalley. Die Einzelheiten, welche er noch selbst beifügte, waren hinreichend zu beweisen, daß der Radscha in gestörtem Geisteszustande sich befand und daß Serfudschi und die Wittwen in großer Gefahr schwebten. Es blieb nichts anderes übrig als den jungen Prinzen und die Baie Sahibs unter sicherer Bedeckung nach Madras zu bringen. Unmittelbar darauf wurde die Gültigkeit der Rechtsansprüche Serfudschis auf den Thron von Tanjore einer genauen Untersuchung durch den General, Gouverneur von Indien, Lord Cornwallis, der eben siegreich aus seinem Feldzuge gegen Tippu Sahib zurückgekehrt war und nun nach Europa ging, unterworfen und der vollständige Beweis für dieselben unter Schwarzens Mitwirkung geliefert. Der Radscha Amir Sing erhielt jetzt (1793) die Verwaltung seiner Finanzen wieder, der schlechte Minister Schiwarow begann sein altes Spiel, die trefflichen Rechts- und Verwaltungsgrundsätze von Schwarz wurden durch das alte System willkürlicher Unterdrückung verdrängt und der betagte Mann hatte den Schmerz sein schönes Werk wieder zerfallen zu sehen. Er begab sich nach Weyery bei Madras, um dem eifrigen Gerike eine Zeitlang in seiner Arbeit beizusuchen.

„Hier,“ schreibt er an einen Freund in England, „habe ich die von Gerike gemachten Anordnungen, seine treffliche Ordnung im Gottesdienst, in Malabar, Portugiesisch und Englisch, sorgfältig beobachtet. An den Sonntag Morgen predigt er den tamilischen und malabarischen Gemeinden, Nachmittags der portugiesischen, und Abends der englischen. Jeden Abend katechisirt er

in einer dieser Sprachen. Ich habe mit dem größten Vergnügen gesehen, wie Alles mit solcher Regelmäßigkeit und Schicklichkeit geschieht. Ich bin nun sein Gehülfe in diesem herrlichen Werke. Möge Gott ihm bald einen treuen Mitarbeiter senden! Sie können, lieber Bruder, Ihre ehrwürdigen Obern versichern, daß sie sich am jüngsten Tage freuen werden die Früchte des von ihnen so edelmüthig unterstützten Werkes zu sehen.“

Das gegenseitige Zeugniß zweier solcher wahrhafter aufrichtiger Männer wie Schwarz und Gerike ist eigenthümlich ansprechend. Es war wahrscheinlich um diese Zeit, daß Letzterer seinen Freunden in Deutschland folgende herrliche Züge seines ehrwürdigen Seniors mittheilte, die den von Hrn. Chambers und Hrn. Kämmerer früher gezeichneten, obwohl in gewissen Stücken abweichend, doch so ähnlich sind, daß man von der Treue jeder Darstellung unmöglich anders als völlig überzeugt seyn kann.

„Ich fand ihn,“ schreibt Gerike, „so gesund und kräftig als er vor einigen Jahren war. Er widmet vier Stunden täglich dem Unterricht englischer und tamilischer Kinder und derjenigen Hindu-Christen die zur Taufe vorbereitet werden; worauf er sich mit den ihn Besuchenden in die heitersten und erbaulichsten Gespräche einläßt.

„Sein lauterer Sinn, seine Uneigennützigkeit und strenge Redlichkeit, sein thätiger Eifer für die Förderung der Mission und sein beständiges Bedachtseyn sowohl auf das zeitliche als ewige Wohl der eingebornen Christen, seine unablässigen Bemühungen ihnen die Mittel ihres Unterhalts zu verschaffen, seine pastoralsche Klugheit und Liebe, seine Innigkeit im Gebet, seine ausgezeichnete Gabe durch die Art und den Ton seiner Unterhaltung die Aufmerksamkeit selbst gemischter Gesellschaften zu fesseln, seine eigene Geschicklichkeit Fehler mit einer so freundlichen und heitern Miene zu rügen, daß selbst die Vornehmsten und Stolzesten nicht beleidigt

werden — diese und viele andere treffliche Eigenschaften, die man so selten beisammen trifft, machen ihn allgemein beliebt und geachtet; ja seine ganze äußere Erscheinung, seine Silberlocken, sein lichtstrahlendes Auge, alle Gesichtszüge, sind geeignet Hochachtung und Liebe einzuspflanzen.

„Ich verbrachte eine ganze Woche bei diesem Patriarchen auf eine wahrhaft herrliche Weise und vergaß beinahe in seiner Gesellschaft daß ich krank war.“

Während seines Aufenthalts bei Gerike schrieb Schwarz in einem Briefe an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß aus Madras vom 3. Februar 1793 unter anderm von den betrübenden Umständen bei der Bekehrung einiger der vorher nur kurz erwähnten Eingebornen.

„Viele derselben,“ meldet er, „wurden letztes Jahr getauft, namentlich einige der sogenannten Kollar, die für die schlimmsten gelten und einigermaßen den diebischen Arabern gleichen. Diese wurden nach einem zweimonatlichen Unterricht getauft, und sodann drangen wir darauf, daß sie in ihrem eigenen Geschäft arbeitsam seyn sollten. Sie hatten alle sehr gute Felder, die wir sie zu bauen ermahnten; auch behielten wir sie stets unter Augen. Ich ging sie in ihren Dörfern besuchen. Nachdem ich sie in Bezug auf ihre Kenntnisse geprüft, und mit ihnen gebetet, was meist in Gegenwart einer großen Menge Heiden geschah, verlangte ich die Früchte ihres Fleisches zu sehen, und wurde vollkommen zufrieden gestellt. Dann ermahnte ich sie zu ehrlicher Entrichtung des gewöhnlichen obrigkeitlichen Zinses, das sie bald zu meiner Zufriedenheit thaten. Der Anschein war gefällig und die Aussicht erfreulich.

„Da die Wässerungsgräben in ihrem District seit 15 Jahren nicht gereinigt worden waren, wodurch der Anbau verhindert und der Ertrag vermindert wurde, so bat ich den Collector zu ihrer Reinigung eine Summe Geldes vorzuschießen, indem ich versprach Leute zur Auf-

sicht dabei anzustellen. Die Arbeit wurde vollendet, und diejenigen Einwohner, die zuvor wegen Wassermangel nur 4000 große Maasse, Kalam genannt, ernteten, hatten nun die Freude, ihren Ertrag auf 14.000 Kalam erhöht zu sehen. Der ganze District brachte fast 100.000 Kalam mehr ein, als das Jahr zuvor.

„Doch diese unsere Freude wurde bald in Traurigkeit verwandelt. Da die Heiden bemerkten, daß viele ihrer Verwandten sich zum Christenthume neigten, und daß die Getauften sich nicht an ihre Plünderungszüge anschließen wollten, so vereinigten sie sich zu einem Lager und drohten das Christenthum auszurotten. Nun sah alles traurig aus. Viele von den Christen wurden von ihren Verwandten, die Heiden waren, beredet, ein Gegenlager zu bilden; ich aber ermahnte die Christen andere Waffen zu gebrauchen, nämlich Gebet, Demuth und Geduld, und erklärte ihnen in starken Ausdrücken, daß wenn sie einen Angriff thäten, ich sie nicht anerkennen würde. Diese Störung währte vier Monate und wurde sehr bedenklich, da die Unzufriedenen ihre eignen Felder vernachlässigten und Andere vom Anbau der ibrigen abschreckten. Ich schrieb diesen Verführten (denn sie hatten boshafte Führer), sandte Katechisten an sie, ermahnte sie, keine so schrecklichen Sünden zu begehen, und erinnerte sie, daß meine frühern ihnen so erspriesslichen Bemühungen solche Behandlung nicht verdient hätten. Da sie endlich sahen, daß die Christen ihnen nichts entgegensetzten, und sie doch auch nicht für die Angreifenden gehalten seyn wollten, so gingen alle nach Hause und an ihre Arbeit, pflügten und säeten mit doppeitem Fleiß. Mein Herz freute sich der gnädigen Leitung Gottes: wahrlich Er ist ein Gott der Gebet erhört.“

Mit vorstehendem Brief übersandte Schwarz auch einen von Jänike, welcher nach Tanjore zurückgekehrt war. Er gibt darin einen erfreulichen Bericht von seinen Arbeiten mit Sattianaden, welcher zuweilen in Pa-

Iamcotta in seiner Muttersprache für ihn predigte. Die Europäer, sagt er, kämen regelmäßig zur Kirche, wozu das gute Beispiel des befehlhabenden Offiziers sie aufmunterte. Die Christen im District Tinnewelly wohnten meist auf dem Lande und bildeten verschiedene Gemeinden. Er hätte auf Kosten des Hrn. Schwarz einige Capellen zu ihrem Gebrauche errichtet. Viele dieser Bekehrten seyen nicht nur dem Namen sondern der Wahrheit nach Christen. Man habe alle Ursache zu hoffen, fährt er fort, daß das Christenthum einmal im Tinnewelly-Gebiet allgemein werde. Er und Sattianaden hätten jeder für sich Gegenden des Gebietes bereist, wo das Wort Gottes noch nie gepredigt worden war; die Leute seyen mehrentheils aufmerksam und begierig zu hören; sie versammelten sich zu Hunderten und erwiesen ihm alle Achtung; Viele begleiteten ihn von Dorf zu Dorf. Sattianaden habe dieselbe Aufmerksamkeit genossen. Ueber dreißig Personen seyen nachgehends nach Palamcotta gekommen um unterrichtet und getauft zu werden. Solche glückliche Erfolge, bemerkt er, könnten oft erfahren werden, wenn solche Reisen häufiger wiederholt werden könnten.

### Achtzehntes Kapitel.

Antrag des Unterhauses bei Erneuerung des Freibriefs der D. C. im Jahre 1793. Schwarzens Vertheidigung gegen Anschwärmungen der Mission von Hrn. M. Campbell. Behandlung der Täuflinge. Pocken. Zeugniß von Missionar Pezold. Bericht an die Gesellschaft für 1795. Wiederholte Untersuchung der Ansprüche Serfudschis auf den Thron von Tanjore. Schwarzens Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik. Ernennung zweier neuer Missionare für Indien. Schwarzens abnehmende Kraft. Seine Betrachtungen dabei.

Bei Erneuerung des Freibriefes der ostindischen Compagnie im Jahre 1793 wurde in einer Sitzung des

Unterhauses der Antrag gestellt: „Es sey der Gesetzgebung ganz besondere Pflicht auf jede rechte und vernünftige Weise das Wohl und Glück der Einwohner der britischen Besitzungen in Indien zu fördern; und es sollten zu diesem Ende solche Maßregeln ergriffen werden, die zu allmähligem Fortschritt in nützlichen Kenntnissen und ihrer religiösen und sittlichen Aufklärung dienen.“ — In Gemäßheit dieses weisen und wohlwollenden Antrags schlug ein ausgezeichnetes Mitglied des Parlaments (der sel. Will. Wilberforce) in dem damals in Berathung genommenen Entwurf zur Erneuerung des Freibriefs der Compagnie gewisse Bedingungen zu Gunsten der Errichtung von Freischulen und Aufmunterung christlicher Missionare in Indien vor.

So wichtig dieser Vorschlag war und so genau er auch mit den erklärten Absichten der Gesetzgebung übereinstimmte, erregte er doch so wenig Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß man sich in Betracht der Vorurtheile vieler mit Indien theilhabender Personen in und außer dem Parlament nicht wundern darf, daß er ungünstig aufgenommen wurde. Der verstorbene Lord Melville, damals Kanzler der Schatzkammer, gestand die Wichtigkeit der Sache zu und versprach sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren, äußerte jedoch Zweifel gegen ihre dermalige Zweckmäßigkeit, sowie seinen Wunsch, genauere Erkundigungen darüber zu erhalten. Hierauf nahm Hr. Wilberforce die erwähnten Bedingungs-vorschläge zurück, sich jedoch vorbehaltend, sie bei einer spätern und günstigeren Gelegenheit neuerdings vorzubringen.

Im Verlauf der Verhandlungen über diesen Gegenstand nahm Hr. Montgomery Campbell, der einige Jahre zuvor in Madras ein öffentliches Amt bekleidet hatte, Anlaß, die bekehrten Eingebornen an der Küste Coromandel in ein sehr schlechtes Licht zu stellen, und während er Schwarzen alles verdiente Lob angedeihen ließ, den Werth seiner Arbeiten zu verringern und die Hoffnung, die Hindu's zum Christenthum zu bekehren, als

Verblendung darzustellen. Als die Kunde von diesen übeln Nachreden Schwarzen zu Kenntniß kamen, hielt er es für seine Pflicht, so ungeübt er auch im Wortstreit war, und so sehr er auch allen Schein von Selbstruhм verabscheute, seine Befehrten wie auch sich selbst gegen die über sie ergangenen ungerechten Anschwärzungen zu vertheidigen und die wohlthätigen Erfolge der Missionsbestrebungen in Indien zu beweisen.

In dieser Absicht schrieb er einen Brief an den Secretär der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, worin er die Verunglimpfungen seines Gegners im Parlament siegreich widerlegte und die Missionsfache rühmlich vertheidigte. Ein in dieser Sache sehr urtheilsfähiger Mann sagt hievon: „Es ist wohl in neuerer Zeit keine christliche Vertheidigung erschienen, die mehr das Gepräge der apostolischen Einfachheit und ursprünglichen Kraft der Wahrheit trüge als diese Vertheidigung des ehrwürdigen Schwarz.“ Sie erschien mit vollem Recht, von folgendem Zeugniß bevormortet, im Jahresbericht der Gesellschaft.

„Da die Gesellschaft nach 40jähriger Erfahrung stets Ursache hatte Hrn. Schwarzens Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Berichten, seinen Eifer in Förderung christlicher Erkenntniß und seine Missionsarbeiten zu beloben, so ergreift sie diese Gelegenheit zur Anerkennung seiner treuen Leistungen, und seinen Brief, der eine richtige Darstellung von die Mission betreffenden Thatsachen enthält, der Betrachtung des Publikums zu empfehlen; indem sie glaubt, daß es ihm unmöglich sey im geringfügigsten Punkte von der Wahrheit abzugeben.“

Diesem verdienten Zeugniß der Gesellschaft war das des Marquis Cornwallis, nach seiner persönlichen Kenntniß und nach dem was er in Indien gehört, von der hohen Achtungswürdigkeit des Charakters Schwarzens beigelegt.

Der Brief selbst enthält Verschiedenes über den wohlthätigen Einfluß des Christenthums, und den treff-

lichen Missionar und seine Mitarbeiter im Süden Indiens, was schon in andern Theilen dieses Werkes enthalten ist; allein die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Erzählungsart gibt ihnen einen ganz neuen Reiz, so daß wir nicht zu befürchten haben, durch Wiederholungen die Leser zu langweilen. Auch werden einige weitere Umstände mitgetheilt, die in Verbindung mit dem männlichen Geist und der hohen Frömmigkeit die sich darin ausspricht, sehr geeignet sind die allgemeine Wirkung dieser herrlichen Vertheidigung christlicher Missionen zu verstärken. Hier folgt nun der Brief.

Tanjore, den 13. Februar 1794.

„Wohlehrwürdiger und werther Herr!

„Da das 74ste königliche Regiment an die beiden Orte Tanjore und das sechs englische Meilen davon entfernte Vallam vertheilt ist, so gehen wir gewöhnlich einmal wöchentlich nach Vallam, um den dortigen vier Compagnien Gottesdienst zu halten.

„Als ich unlängst dorthin kam, wurde mir No. 210 einer Zeitung, der Courier genannt, vom 24. Mai 1793 mitgetheilt.

„In diesem Blatte fand ich eine Rede von Hrn. Montgomery Campbell, welcher als Privat-Secretär mit Sir Archibald Campbell nach Indien gekommen war, worin mein Name in folgender Weise genannt wird.

„Hr. Montgomery Campbell stimmte entschieden gegen die Bedingung und verwarf die Befehring der Gentr's als unstatthaft. Die Missionare hätten allerdings Proselyten unter den Variars gemacht; allein dies seyen die alleruntersten Classen und hätten die Religion, die sie anzunehmen vorgegeben, geschändet.

„Hr. Schwarz, der verdienterweise sehr hoch geschätzt werde, habe gar keine Ursache sich der Reinheit seiner Nachfolger zu rühmen, da sie ihrer Ausschweifungen wegen zum Sprichwort geworden. Es falle ihm eben ein dahin einschlagendes Beispiel ein. Als er einmal Stundenlang dieser Rase von Proselyten über die

Häßlichkeit des Diebstahls gepredigt und in der Hitze der Rede seine Halsbinde abgelegt hatte, sey ihm diese samt der goldenen Schnalle von einem aus dieser tugendhaften und erleuchteten Versammlung gestohlen worden. Unter einem solchen Geschlecht von Eingebornen wirke die Lehre der Missionare. Leute hoher Kaste würden den Gedanken, die Religion ihrer Väter zu wechseln, mit Füßen treten.

„Da dieser Satz sich in einem öffentlichen Blatt befindet, so dachte ich, die verehrliche Gesellschaft würde es nicht übel nehmen, wenn ich einige Bemerkungen darüber mache; nicht um zu prahlen (was ich verabscheue), sondern um die reine Wahrheit zu bezeugen, und meine Brüder und mich zu verteidigen.

„Als ich vor etwa 17 Jahren in Tritschinopoli wohnte, besuchte ich die Gemeinde zu Tanjore, und langte auf dem Wege dahin sehr früh in einem Dorfe an, das von Kollaris bewohnt war (ein berühmtes Diebsgeschlecht); schon der Name Kollari (oder besser Kallar) heißt Dieb. Diese Kollaris ziehen des Nachts auf Raub aus und treiben Rinder und Schafe und was sie sonst finden können weg; und für diese Gewaltthaten zahlen sie dem Nadscha jährlich 1500 Tschakr oder 750 Pagoden. Von dieser Kaste wohnen viele im Gebiete von Tanjore; noch mehr aber in Tondiman's Gebiet, und ebenfalls im Gebiete des Nabobs.

„In einem dieser Dörfer angelangt, nahm ich meine Halsbinde ab und legte sie auf eine Sandbank. Indem ich etwas weiter ging, um nach dem Manne zu sehen der meine leinenen Kleider trug, achtete ich nicht auf die Binde, und einige Schelmenbuben nahmen sie unterdessen weg. Als die Einwohner von dem Diebstahl hörten, forderten sie mich auf, alle diese Knaben zu verhaften und sie zu züchtigen so hart ich wolle. Allein ich wollte das nicht, indem mir die Kleinigkeit dieser Mühe nicht werth schien.

„Daß solche Knaben, deren Väter anerkannte Diebe

sind, einen Diebstahl begehen, ist nicht zu verwundern. Alle Einwohner dieses Dorfes waren Heiden; nicht eine einzige Christenfamilie war unter ihnen. Viele Engländer sind auf ihrer Durchreise in diesem Dorfe bestohlen worden. Die Schnalle war also nicht von einem Christen gestohlen worden, wie Hr. Montgomery Campbell angibt, sondern von Heidenknaben. Auch predigte ich damals nicht, und Hr. Campbell sagt, ich predigte zwei Stunden. Ich sprach nicht einmal mit irgend jemand. Diese elende durchaus entstellte Geschichte wird nun von Hrn. M. Campbell angeführt, um die Lasterhaftigkeit von Christen zu beweisen, die er spottweise tugendhafte und erleuchtete Menschen nennt. Wenn er keine bessern Beweise hat, so ist sein Schluß auf auf einen schlechten Grund gebaut und ich kann seine Logik nicht bewundern: die Wahrheit ist gegen ihn.

„Auch das ist nicht wahr, daß der beste Theil von denen die unterrichtet wurden Pariars sind. Hätte Hr. M. Campbell auch nur einmal unsre Kirche besucht, so hätte er gesehen daß mehr als zwei Drittheile von den höhern Kasten sind; und so ist es auch in Tranquebar und Bepery.

„Wir wollen uns nicht rühmen; das aber darf ich getrost sagen, daß viele von denen die unterrichtet wurden, diese Welt mit Frieden und einer wohlgegründeten Hoffnung des ewigen Lebens verlassen haben. Daß einige der Unterrichteten und Getauften die Wohlthat des Unterrichts mißbraucht haben, ist ganz gewiß; aber alle wahren Diener Gottes, ja selbst die Apostel, haben diesen Kummer erfahren.

„Es wird behauptet, ein Missionar sey die Schmach irgend eines Landes. Lord Macartney und der selige General Coote würden ganz anders davon gedacht haben. Sie, und viele andere Personen von Ansehen, wissen und erkennen an, daß die Missionare der Regierung zum Nutzen und dem Lande zum Segen gereichen. Dafür könnte ich die stärksten Beweise anführen, und viele

Männer in England und Indien würden meine Behauptung bestätigen.

„Daß Missionar Gerike zu Cuddalore von ungemeinem Nutzen gewesen, weiß jeder Engländer der zur Zeit da der Krieg ausbrach dort war. Er war in der Hand Gottes das Werkzeug, wodurch Cuddalore von Plünderung und Blutvergießen verschont blieb. Mancher Engländer hatte es ihm zu verdanken, daß er nicht Heiders Gefangener wurde, was Lord Macartney freundlich anerkannte.

„Als Negapatam, diese an Volk und Schätzen so reiche Stadt, durch die unvermeidlichen Folgen des Kriegs in die tiefste Armuth versank, erwies sich Hr. Gerike an den unglücklichen Einwohnern als ein Vater. Er vergaß daß er eine Familie zu versorgen hatte. Viele verarmte Familien wurden von ihm unterhalten, so daß, als ich vor einigen Monaten daselbst predigte und das heilige Abendmahl austheilte, ich viele sah, welche ihr und ihrer Kinder Leben seiner uneigennütigen Sorgfalt verdankten. Fürwahr, mein Freund, dies konnte diesem Orte doch nicht zur Schmach gerechnet werden. Als die verehrte Gesellschaft ihn anwies der Gemeinde zu Madras vorzusehen, beklagten Alle seine Abreise. Und in Madras ist er bis auf diesen Tag vom Statthalter und vielen andern Standespersonen geschätzt.

„Es ist höchst unangenehm von sich selbst reden zu müssen. Ich hoffe jedoch, die verehrliche Gesellschaft werde einige Bemerkungen die ich jetzt machen will nicht als eitles sündliches Prahlen ansehen, sondern vielmehr als eine nöthige Selbstvertheidigung. Weder die Missionare noch irgendwelche Christen sind dem Wohle des Landes nachtheilig gewesen.

„Während des letzten Krieges war das Fort von Tanjore in einer sehr schwierigen Lage. Ein mächtiger Feind war nahe, das Volk im Fort zahlreich, und keine Lebensmittel selbst für die Besatzung. Es war Getraide genug im Lande, aber wir hatten keine Ochsen es ins

Fort zu bringen. Wenn die Landleute früher Reis in das Fort brachten, beraubten die habfüchtigen Dubaschen sie ihres ehrlichen Geldes. Daher war alles Zutrauen dahin; die Einwohner trieben ihr Vieh hinweg und wollten dem Fort nicht beistehen. Der verstorbene Nadscha befahl seinem Volk, ja er hat es durch seine Verwalter, zu Hülfe zu kommen; aber alles umsonst.

„Endlich sprach der Nadscha zu einem unserer höchsten Standespersonen: „Wir alle, Ihr und ich, haben unser Zutrauen verwirkt; so laßt uns nun versuchen, ob die Einwohner Hrn. Schwarz vertrauen.“ Er sandte mir demnach ein unbeschriebenes Papier und ermächtigte mich einen angemessenen Vertrag mit dem Volk zu schließen. Es war die höchste Zeit. Die Sipoy's fielen von Hunger ausgemergelt todt zur Erde. Jeden Morgen waren die Gassen mit Leichen bestreut. Unsere Lage war jämmerlich. Ich sandte jetzt allenthalben Briefe hin, und versprach jeden eigenhändig zu bezahlen und sie für jeden Ochsen zu entschädigen der ihnen vom Feinde genommen werden möchte. Nach ein paar Tagen hatte ich über Tausend Christen, und sandte einen unserer Katechisten und andere Christen auf's Land. Sie gingen mit Lebensgefahr, beistelten sich so viel wie möglich, und brachten in sehr kurzer Zeit 80,000 Kalam ins Fort. Dadurch war das Fort gerettet. Als alles vorüber war, bezahlte ich die Leute (zum Theil aus Geld das Andern gehörte) schenkte ihnen eine Kleinigkeit und sandte sie nach Hause.

„Als das Jahr darauf Oberst Braithwaite mit seiner ganzen Mannschaft in Gefangenschaft gerieth, befehligte Major Mcock dieses Fort und benahm sich gegen das arme ausgehungerte Volk sehr gütig. Wir waren dann zum zweiten Male in demselben erbärmlichen Zustande. Der Feind überzog allemal das Land wenn die Ernte nahe war. Ich wurde wiederum gebeten, das frühere Mittel zu versuchen, und es gelang. Da die

Leute wußten, daß ihnen die Bezahlung nicht vorenthalten würde, so kamen sie mit ihrem Vieh. Jetzt aber war die Gefahr größer, indem der Feind sehr nahe war. Die Christen geleiteten die Einwohner an die geeigneten Orte, wobei sie sich der größten Gefahr ihres Lebens aussetzten. Sie weinten daher, gingen, und versahen das Fort mit Getraide. Nachdem die Leute bezahlt waren, erkundigte ich mich genau bei ihnen, ob irgend welche Christen Geschenke von ihnen genommen hätten. Alle sagten: „Nein, nein! da wir gehörig bezahlt wurden, boten wir Ihrem Katechisten ein geringes Tuch, aber er schlug es entschieden aus.“

„Hr. M. Campbell sagt aber, die Christen seyen sprichwörtlich ruchlos. Wäre er hier, ich wollte ihm bezeugen wer die ruchlosen Leute sind die das Land ausfangen. Wenn ein Dubasch in 10 oder 15 Jahren 2, 3 oder 4 Lacks Pagoden zusammenscharrt, ist nicht diese Erpressung ein hoher Grad von Ruchlosigkeit? Sah sich doch die Regierung genöthigt einen Befehl ergehen zu lassen, daß drei dieser Gentu Dubaschen das Gebiet Tanjore verlassen sollten. Die schauderhaften Verbrechen die sie begingen erfüllten das Land mit Klagen; ich habe jedoch keine Lust sie aufzuzählen.“

„Es wird behauptet die Eingebornen würden durch Missionare leiden. Wenn diese wahre Christen sind, so könnten die Eingebornen unmöglich irgend welchen Schaden durch sie leiden; sind sie nicht was sie zu seyn bekennen, so sollten sie entlassen werden.“

„Als Sir Archibald Campbell Statthalter und Hr. M. Campbell sein Privat-Secretär war, waren die Einwohner von Tanjore vom Verwalter und den Dubaschen von Madras so jämmerlich gedrückt, daß sie das Land verließen. Natürlich hörte aller Ackerbau auf. Im Juni sollte angefangen werden; Anfangs September aber war noch nichts gethan worden; Jedermann befürchtete eine Hungersnoth. Ich bat den Nadscha die schändliche Bedrückung einzustellen und die Einwohner

zurück zu rufen. Er ließ ihnen melden daß ihnen Recht werden solle; allein sie trauten ihm nicht. Nun hat er mich ihnen zu schreiben und sie zu versichern, daß er auf meine Fürsprache hin ihnen freundlich seyn werde. Ich that es, und Alle kamen sogleich zurück. Die ersten, die meinem Worte glaubten, waren die Kallars (oder Kollaris, wie man sie gewöhnlich nennt), so daß 7000 Menschen an einem Tag zurückkamen. Die andern Eingebornen folgten ihrem Beispiel. Als ich sie ermahnte allen möglichen Fleiß anzuwenden, da die Zeit des Pflanzens beinah vorüber sey, gaben sie folgende Antwort: „Da Sie uns Liebe erwiesen haben, so sollen Sie keine Ursache haben es zu bereuen: wir wollen Tag und Nacht arbeiten, um Ihnen unsere Achtung zu beweisen.“ Sir Archibald Campbell freute sich als er das hörte; und wir hatten uns einer bessern Ernte zu erfreuen als das Jahr zuvor.

„Da fast keine Rechtspflege im Lande war, hat ich den Nadscha dringend eine solche anzuordnen. „Gut,“ sagte er, „lassen Sie mich nur wissen, worin mein Volk bedrückt ist.“ Ich that es. Er trat meinem Vorschlag sogleich bei und sagte seinem Verwalter, wenn die Bedrückung nicht auf der Stelle aufhöre, so werde er seinen Unwillen zu fühlen bekommen. Er starb jedoch bald hierauf und sah den Erfolg nicht mehr.

„Als der gegenwärtige Nadscha seine Regierung antrat, brachte ich dem Statthalter Sir A. Campbell diesen nothwendigen Punkt ins Andenken. Er forderte mich auf den Entwurf zu einem Gerichtshof zu machen, und ich that es; allein er wurde von den Dienern des Nadschas, welche das Recht gewöhnlich dem Meistbietenden zuerkannten, bald hintangesetzt.

„Als die verehrliche Compagnie während des Krieges das Land in Besitz nahm, wurde der Plan einer Rechtsverwaltung wieder aufgenommen, und viele Leute wurden dadurch glücklich. Als sie aber dem Nadscha zurückgegeben wurde, trat die frühere Unordnung wieder ein.

„Während der Ueberrahme bat mich die Regierung den Collectoren beizustehen. Das Bezirk westlich von Tanjore war gar sehr vernachlässigt worden, so daß die Wässerungsgräben seit 15 Jahren nicht gereinigt worden waren. Ich schlug dem Collector vor 500 Pagoden zu ihrer Reinigung vorzuschicken, und er willigte ein wenn ich die Arbeit beaufsichtigen wolle. Unter der Aufsicht von Christen wurde die Arbeit begonnen und vollendet. Der ganze Bezirk erfreute sich eines Mehrertrags von 100,000 Kalam über die früheren Jahre. Die Eingebornen bezeugten daß sie jetzt vier Kalam statt wie sonst eines ernteten.

„Kein Eingeborner hat von Christen gelitten; keiner hat sich dessen beklagt. Im Gegentheil, einer der reichsten Einwohner sprach zu mir: „Mein Herr, wenn Sie uns Jemanden zusenden, so senden Sie einen der alle Ihre zehn Gebote gelernt hat.“ Denn er und viele Hundert Eingeborne waren zugegen als ich Heiden und Christen die christliche Lehre erklärte.

„Die Eingebornen fürchten das Verfahren der Dubaschen von Madras. Diese Leute borgen dem Nadscha Geld auf übermäßige Zinsen, und erhalten dann Erlaubniß ihr Geld sammt Zins in einem bestimmten Bezirk einzutreiben. Die Folgen sind leicht zu ermessen.

Als die Kollaris auf ihren Plünderungszügen arge Gewaltthaten verübten, wurden Sipoy's ausgesandt um Ordnung herzustellen; allein es half nichts; und nun ersuchte die Regierung mich dieses Diebsgeschäft zu untersuchen. Ich sandte Briefe an die vornehmsten Kollaris, und sie erschienen. Wir fanden bis zu einem gewissen Grade heraus wie viel die Kollaris von Tanjore, Tondiman und die des Nabobs, gestohlen hatten und drangen auf Vergütung; welche auch erfolgte. Endlich versprachen alle schriftlich nicht mehr zu stehlen. Sie hielten dies Versprechen acht Monate lang, und fingen dann ihr gewohntes Geschäft wieder an; doch nicht wie zuvor. Hätte man fortgefahren ihr Betragen zu be-

wachen, sie hätten zu nützlichen Menschen werden können. Ich drang darauf, daß sie ihre Felder bauen, und sie thaten es mit Willigkeit. Werden aber die Erpressungen übermäßig, so haben sie kein anderes Mittel, wie sie meinen, als Plünderung.

„Endlich verlangten einige der diebischen Kollaris nach Unterricht. Ich sagte ihnen: „Ich bin verpflichtet euch zu unterrichten; allein ich fürchte, ihr werdet sehr schlechte Christen werden.“ Sie versprachen jedoch Besserung. Ich unterrichtete sie, und als sie in der Erkenntniß einige Fortschritte gemacht, wurden sie getauft. Nun ermahnte ich sie, nicht mehr zu stehlen, sondern fleißig zu arbeiten. Nachgehends besuchte ich sie, und nachdem ich ihre Kenntnisse geprüft, ließ ich mir auch ihre Arbeit zeigen. Ich sah mit Vergnügen, daß ihre Felder trefflich angebaut waren. „Jetzt,“ sagte ich, „fehlt euch noch Eines. Ihr müßt eure Abgaben freiwillig entrichten, und nicht warten bis sie durch Soldaten eingetrieben werden.“ Denn das ist sonst der Brauch bei ihnen. Bald darauf vernahm ich daß sie ihre Abgaben richtig bezahlten. Die einzige Klage gegen diese christlichen Kollaris war, daß sie sich weigerten mit den Andern auf Plünderung auszuziehen, wie sie früher thaten.

„Nun weiß ich wohl, daß man mich des Selbstühmens beschuldigen wird. Ich gestehe es auch unverschämten; werfe aber die ganze Schuld auf die, welche mich zu dieser Thorheit gezwungen haben. Ich hätte noch mehr sagen können; da ich aber fürchte gewisse Personen dadurch in Nachtheil zu setzen, so halte ich hier inne. Eines aber behaupte ich vor Gott und Menschen, daß wenn das Christenthum in seiner einfachen und unverhüllten Gestalt gehörig verbreitet würde, das Land dadurch nicht leiden sondern gewinnen würde.

„Wenn Christen in wichtigen Aemtern stünden, so sollten sie für Vergehungen doppelt bestraft werden; sie

aber gänzlich auszuschließen ist nicht recht und entmuthiget.

„Der Gott der Herrlichkeit und unser hochgelobter Heiland befahl seinen Aposteln das Evangelium allen Völkern zu verkündigen. Die Erkenntniß Gottes, seiner göttlichen Vollkommenheiten, und seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen, kann mißbraucht werden; aber es gibt kein anderes Mittel die Menschen zu retten, als durch gründlichen Unterricht. Daß die Heiden ohne die Erkenntniß Gottes einen guten Wandel führen werden ist eine eitle Hoffnung.

„Das von vielen unserer Geschichtschreiber den Heiden dieses Landes ertheilte Lob wird durch eine genaue (ich dürfte fast sagen oberflächliche) Beobachtung ihrer Lebensweise widerlegt. Viele Geschichtswerke gleichen mehr einer Dichtung als einer Geschichte. Viele Europäer hier sind erstaunt, wie gewisse Geschichtsschreiber ihre Talente durch Fabeldichtung entehrt haben.

„Ich bin nun am Rande der Ewigkeit; bezeuge aber bis auf diesen Augenblick, daß ich es nicht bereue 43 Jahre hier im Dienste meines göttlichen Meisters verlebt zu haben. Wer weiß ob nicht Gott einige der großen Hindernisse zur Verbreitung des Evangeliums aus dem Wege räumen wird? Hätte eine Umwandlung bei den Europäern statt, es würde ohne Zweifel diesem Lande zum größten Segen gereichen.

„Diese Bemerkungen erlaube ich mir der verehrlichen Gesellschaft vorzulegen, sammt meinem demüthigen Dank für alle ihre an diesem Werke erwiesenen Wohlthaten, und mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihre frommen und edeln Bemühungen für Verbreitung der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi an vielen Tausenden gesegnet seyn möge. — Ihr Sie aufrichtig liebender Bruder und demüthiger Diener E. F. Schwarz.“

Dieser meisterhafte Brief gibt zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß. Der Umstand der ihn hervorrief, die ganz verdrehte Darstellung des Hrn. M. Campbell,

zeigt aufs deutlichste wie wenig man sich auf Berichte über Missionare und ihre Handlungen verlassen kann, selbst wenn sie von solchen kommen die sich persönlicher und örtlicher Bekanntschaft rühmen, die aber der Verbreitung des Christenthums in Heidenländern ungünstig oder doch dagegen gleichgültig sind. Auch ist es merkwürdig daß nur wenige Monate ehe Hr. Campbell seine Beschuldigungen gegen die Bekehrten der Küste Coromandel vorbrachte, die wichtige Umwandlung, welche nach Schwarzens Erzählung durch Gottes Segen auf seine Arbeit erfolgte, gerade unter derjenigen Menschenklasse sich zutrug die so ungerechterweise als christliche Diebe gebrandmarkt worden waren. Die heidnischen Kollaris versammelten sich in Folge derselben und drohten das Christenthum aus ihrem Lande zu vertilgen; wurden aber zuletzt durch Schwarzens und seiner Katechisten Ermahnungen, sowie durch sanftes und geduldiges Betragen ihrer bekehrten Landsleute bewogen von ihrer Feindseligkeit abzustehen, und kehrten friedlich zu ihren Wohnungen zurück.

Es könnte kaum ein überzeugenderer und siegreicherer Beweis für den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf die zeitliche Wohlfahrt heidnischer Völker geliefert werden als der im Obigen enthaltene; während die eigene Fähigkeit, ächte Bescheidenheit und erhabene Frömmigkeit des ehrwürdigen Missionars auf den hohen Adel seines Charakters und den großen Werth seiner Arbeiten ein neues Licht wirft. Auch unterzog sich Hr. Campbell der Demüthigung, als er sah, wie gründlich Schwarz seine Entstellungen beleuchtete, ihm einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, in welchem er ihn versicherte seine Rede sey fehlerhaft in den Zeitungen mitgetheilt worden.

Im Jahr 1795 meldete Schwarz über die Mission, wie sehr ihm und den andern Missionarien daran liege, den Täuflingen gründlichen Unterricht zu verschaffen.

„Die Missionare,“ sagt er, „sind überzeugt, daß ohne

gehörige Schriftkenntniß kein christlicher Wandel von ihnen erwartet werden kann. Nach der Taufe wird der Unterricht, so oft sich Gelegenheit findet, erneuert; und so oft das heilige Abendmahl ausgetheilt wird, stellen sich die Communicanten einige Tage zuvor ein, damit ihre Zu- oder Abnahme in der Erkenntniß erkannt werden möge. Zu solchen die in einer beträchtlichen Entfernung wohnen wird ein Katechist geschickt um sie zu unterrichten und ihren Wandel zu beobachten.“

Sattianaden, berichtet er der Gesellschaft, war nach Ramanadapuram gesandt worden, wo einige Heiden einen Wunsch nach Unterricht bezeugt hatten. Bei diesem Werk sollte er eine geraume Zeit verweilen und dann auf seinen Posten in Palamcotta zurückkehren. Im Laufe des Jahres hatten die Pocken ungemein in Tanjore gewüthet, und 50 Gemeindeglieder weggerafft. Durch Einimpfung aber sey Mancher Leben gerettet worden.

In Ansehung aber der Umstände der Missionare überhaupt fühle er große Betrübniß. Ein würdiger Bruder zu Tranquebar, Hr. König, der 27 Jahre lang die portugiesische Gemeinde bediente, sey gestorben, und habe die Zahl der dänischen Missionare auf zwei herab gebracht. „Wir bitten Gott,“ setzt er hinzu, „daß er neue Arbeiter in seinen Weinberg senden wolle.“

In einem Brief des neulich von der Gesellschaft in Bepery angestellten Missionars Bezold kommt eine Stelle vor die wie viele andere bereits angeführte seinen großen Verstand und seine Tüchtigkeit beurfunden.

„Auf einer Reise nach Tanjore,“ erzählt er, „in Gesellschaft des Missionars Schwarz, war ich zu Tripator bei einer Unterhaltung zwischen diesem trefflichen Missionar und etwa zwanzig Brahminen zugegen. Er trug ihnen die christliche Lehre vor und wies ihren großen Vorzug vor ihrem Gözenthum nach. Ihre Antwort war gewöhnlich: „Wohl wahr, eure Lehre, eure Religion ist sehr schön, aber sie verträgt sich nicht mit

Fleisch und Blut; sie ist unsern fleischlichen Neigungen zuwider; sie streitet wider die angeborne Lust zum Bösen und wider weltliche Vergnügungen. Ueberdies sehen wir eure Christen nicht ihrer Lehre gemäß leben; sie scheinen gerade das Gegentheil zu thun: sie fluchen, schwören, saufen; sie stehlen, betrügen und hintergehen einander; ja sie lästern und spotten über Religion, und höhnen oft diejenigen die für fromm gelten. Kurz, ihr Christen führt euch oft so schlecht auf, wo nicht schlechter, als wir Heiden. Was nützt denn nun aller euer Unterricht und Anpreisung der christlichen Religion, wenn sie nicht die Lebensweise eurer eignen Leute umwandelt? Soltet ihr nicht zuerst eure Christen bekehren ehe ihr euch an die Heiden wendet?“ Solche Einwendungen, sagt Hr. Bezold, beantwortete Schwarz so treffend und mit so gewaltigem Nachdruck, daß die Brahminen zuletzt einmüthig ausriefen: „Wahrlich, ihr seyd ein Heiliger, und wenn alle eure Christen dächten, sprächen und lebten wie ihr, so wollten wir unverzüglich uns den Wechsel gefallen lassen und auch Christen werden.“

So ging auch dieses Jahr seines höheren Alters unter gesegneter Arbeit vorüber und er sah die Saaten seiner Jugend und seiner Manneskraft immer schöner heranblühen. Noch als er sein siebenzigstes Lebensjahr antrat konnte er über die Ereignisse des vergangenen Jahreslaufes hinblickend von Siegen und Fortschritten mit Lob der göttlichen Barmherzigkeit reden. Er konnte melden, daß im Jahre 1765 29 Heiden durch Unterricht und Taufe gegangen, daß 24 römische Katholiken für die evangelische Kirche gewonnen worden seyen, und die Schaar armer Wittwen, die er versammelt hatte, um durch Spinnen sich zu ernähren, die Zahl der Mädchen, die er unterrichtete, während sie strickten, war gewachsen; er selbst hatte jeden Sonntag gepredigt und täglich catechetischen Unterricht ertheilt.

„Da ich,“ schreibt er, „nicht weit zu gehen im Stande bin, so besuche ich die Christen in zwei Gassen

in der Nähe der Kirche. Nachdem ich sie katechisirt, pflege ich ihnen die Grundlehren des Christenthums beizubringen; hierauf befrage ich sie über ihre Beschäftigungen, sehe ihre Arbeit an, und schliese den Tag mit einer Andacht. Die Katechisten besuchen und unterrichten die entfernt wohnenden Christen und sprechen mit den Heiden der umliegenden Flecken und Dörfer. Zu Hause zurück, lesen sie ihre Tagebücher vor.“

Es waren in Tanjore, Ramanadapuram und Palamcotta zwölf Katechisten, welche einen monatlichen Gehalt von im Ganzen 60 Pfund das Jahr empfangen. Sattianaden wurde von der Gesellschaft besoldet, die Katechisten von Schwarz. Die Waisenschule, worin 15 Hinduknaben unterrichtet, gespiesen und gekleidet wurden, brauchte jährlich etwa 40 Pfund zur Unterhaltung.

„Da die verehrliche Compagnie,“ sagt dieser edle Mann, „mir bisher etwas zuerkannt hat, so betrachte ich es als eine Gabe für die Mission. Mein Mitarbeiter, Hr. Jänike, hat Antheil daran. Ueberdies bezahle ich seine Ausgaben wenn er aufs Land reist; ich halte das für meine Pflicht. Könnte die verehrte Gesellschaft uns in Bestreitung solcher Extraunkosten beistehen, so wären wir froh und für solche Güte sehr dankbar.“ Zwei junge Männer, welche zu Tanjore unterrichtet worden waren, hätten, schreibt er, zu Ramanadapuram zwei Schulen und eine zu Palamcotta errichtet, und diese Schulen würden mit Büchern aus dem Missionsvorrath versehen. Sattianaden, fährt er fort, habe sein Tagebuch an Hrn. Jänike geschickt, der, sobald seine Gesundheit es erlaube, einen Auszug davon an die Gesellschaft zu senden gedenke. Er schloß mit Bezeugung seines demüthigen und ehrerbietigen Dankes für ihre fortwährende Liebe gegen sie und die Mission.“

In allen seinen Briefen, die nur Ausdruck seiner Herzensfrömmigkeit und seiner Sehnsucht nach der ewigen Heimath waren, finden wir nur diese Gegenstände seiner Arbeit und Sorge genannt und nicht die leiseste

Hindeutung auf andre, die ihn damals sehr beschäftigten. Der frühere Gouverneur Sir Archibald Campbell hatte, wie schon früher berichtet, nach der Adoption des jungen Serfudschī durch den vorigen Nadscha, einen Besuch in Tanjore gemacht und auf Anregung Amir Singhs eine Untersuchung über die Rechtmäßigkeit dieser leztwilligen Verfügung angestellt. Zwölf Panditi (Gelehrte) sollten dieselbe nach den Schastra's prüfen. Hier konnte Schwarz, weil er die Sanskritsprache der heiligen Bücher nicht verstand, und weil das Geschäft sehr rasch abgemacht wurde, keinen Einspruch gegen ihre die Rechte Serfudschī's vernichtende Entscheidung thun. Amir Singh wurde nach dem Spruch des Gouverneurs Nadscha von Tanjore. Nachher aber erschien in Bengalen eine Uebersetzung der Hindu-Gesetze und Schwarz war erstaunt zu finden, daß in diesen der Ausspruch jener Brahminen nicht gegründet war. Jetzt ging Schwarz an Untersuchung der Sache und sprach seine Ueberzeugung aus, daß die Brahminen bestochen waren.

„Ihrer fünf, die zuvor keine Anstellung hatten, werden in des Nadscha's Dienste genommen. Andere würden sogleich ihre Ländereien verlieren, wenn sie bekenneten. Einer bezugte, Hoffnung und Furcht habe ihn bewogen; er sey sich bewusst Unrecht gethan zu haben; da aber, sagte er, der gegenwärtige Nadscha, schon ehe er verkündigt wurde, im Besitz des Landes und des Schazes war, hatte Jedermann Hoffnung und Furcht. Unter solchen Umständen hatten Sie keinen Grund eine gerechte Entscheidung von uns zu erwarten. Sein Geld hat ihn zum König gemacht; wollen Sie aber, daß wir öffentlich bekennen sollen, so müssen Sie uns öffentlich beschützen.“ Dies wird einigermaßen durch eine Erklärung bestätigt, welche der gegenwärtige Nadscha in Gegenwart des Hrn. De Souza, eines Portugiesen, Sir Archibald Campbell's Dubasch, Schevarow und mir selbst machte, zur Zeit da Hr. Petrio nach Tanjore gesandt wurde, um den Nadscha zur Bezahlung des Rückstandes

zu nöthigen. Der Radscha sagte dann: „Wenn sie mich gar zu sehr drängen, so will ich alles bekennen und einen Sturm über ganz England erregen. Denn sie haben alle Geld von mir erhalten außer Hr. Schwarz.“ Ob die, welche damals zugegen waren, diese Erklärung zu bestätigen bereit wären, weiß ich nicht; ich aber könnte es auf's feierlichste bestätigen.“

Schwarz ließ sich mit dem englischen Residenten in eine genaue Untersuchung dieser Rechtsfrage ein und übersandte seine Ergebnisse mit einem Briefe der schon öfters genannten fürstlichen Wittwe an den neuen General-Gouverneur Sir John Shore (Lord Teignmouth) nach Calcutta. Die Klarheit der Beweise und das Gewicht des ehrwürdigen Namens unseres Missionars thaten ihre Wirkung. Eine sorgfältige Untersuchung brachte ans Licht, daß Sir Archibalds Entscheidung, so trefflich auch dieser würdige Gouverneur sonst gehandelt und so sehr auch in dieser Sache seine unbezweifelbare Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe hervortrat, auf einer falschen Angabe der Brahminen beruhte. Sie wurde aufgehoben und Serfudschi stand als rechtmäßiger Thronerbe da. So hatte Schwarz noch im hohen Alter die Freude, den Trug und das Unrecht verschwinden zu sehen, welchen die Lügnerlei besochener Brahminen, die böswillige Arglist der schlauen Familie Schewarow, die Herrschsucht Amir Sings zur Thatsache gemacht und das Siegel eines Regierungsbeschlusses, sowie ein Zeitraum von 9 Jahren befestigt hatten. Es war jetzt nur noch die Bestätigung des neuen Entscheides durch den Directoren-Hof in London zu erwarten, den aber der ehrwürdige Schwarz nicht mehr erleben sollte. Ueber seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik möge die nachfolgende Bemerkung genügen.

Da er so viele Jahre mit den Hauptpersonen am Hofe Tanjores, sowie mit andern Männern von Rang, in freundschaftlichem und vertraulichem Umgang gestanden, so erlangte er natürlich eine klarere Einsicht in die

geheimen Triebfedern und Beweggründe seiner Umgebung als irgend ein anderer. Die Folge hievon in Verbindung mit seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit und Unabhängigkeit war, daß er nach und nach genöthigt ward mittelbar oder unmittelbar fast an jeder öffentlichen Verhandlung in Bezug auf Landjore Theil zu nehmen. „Die Redlichen,“ äußerte treffend ein späterer ausgezeichneteter Resident an jenem Hofe, „suchten natürlich seinen Rath und Beistand; den Unredlichen lag es an, den Beitritt seines verehrten Namens zu erhalten.“

Es war noch im Jahre 1796, daß Dr. Schulze in Halle zwei neue Missions-Candidaten, einen für Calcutta, den andern für die Küste Koromandel nach England absenden konnte.

Die so oft geäußerten sehnlichen Wünsche Schwarzgens nach neuen Arbeitern schienen also in Erfüllung gehen zu sollen. Im Frühjahr darauf schifften sich die Missionare Ringeltaube und Holzberg nach Indien ein; der eine aber verließ bald nachher die Gesellschaft, und der andere, dessen Ankunft eine Zeitlang die schwindeuden Tage seines ehrwürdigen Vorgesetzten erheiterte, hatte leider die neologische Ansichten eingefogen, wovon schon damals die deutschen Universitäten durchdrungen waren, und obschon er mehrere Jahre im Dienste der Mission verlebte, so verminderte er die Kraft und Wirksamkeit derselben statt sie zu vermehren.

Schwarzgens Liebe zu seinem trefflichen Freund und Mitarbeiter Gerike ist bereits bekannt. In seinem Tagebuch von diesem Jahre erwähnt er mit Nührung eines häuslichen Leidens dieses theuern Mannes und wiederholt das schon früher gegebene rühmliche Zeugniß seines Charakters. Er schreibt:

„Der Herr bewahre unsern theuern Bruder Gerike! Der frühe Tod seiner Tochter ging ihm sehr nahe. Seine Demuth, Zufriedenheit und Uneigennützigkeit werden von Heiden und Christen wahrgenommen und geschätzt. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mir einen so

demüthigen, unermüdblichen und aufmerksamen Gehülffen geschenkt hat. Er arbeitet von Früh bis in die Nacht und ist immer vergnügt.

Am seinem 70sten Geburtstag ergoß Schwarz sein Herz in folgenden Zeilen an seinen Freund Professor Schulz:

Tanjore, den 8. October 1796.

„Ebenezer! Bis hieher hat mir der Herr geholfen. Heute trat ich mein 71stes Jahr an. O des Reichthums seiner Gnade, Barmherzigkeit, und Geduld, die ich seit 70 Jahren genossen! Preis, Ehre und Anbetung dem barmherzigen Gott, Vater Sohn und heiligen Geist, für die unzähligen Beweise seiner überschwänglichen Gnade. Wer bin ich, armer elender Sünder, daß du mich bis hieher geführet hast? Gott, verlasse mich im Alter nicht, sondern laß mich zur Aufmunterung Anderer erzählen mit welcher Barmherzigkeit du meiner geschont, mir vergeben und mich getröstet hast; und mögen sie bewogen werden ihr Vertrauen auf dich zu setzen.“

„Noch bin ich im Stande ohne allzugroße Anstrengung Jung und Alt zu unterrichten. Diese Arbeit ist mir so erquickend, daß ich Gott herzlich für Erhaltung der Gesundheit und Kraft danke um Heiden und Christen den Namen dessen zu verkündigen der Christum uns zum Heiland gesandt und Ihn uns zur Weisheit und Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht hat. Rühme die Welt so viel sie wolle; mein Ruhm ist der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt.“

Folgender Auszug aus einem andern Brief zeugt von seiner Kenntniß der traurigen Abweichung einiger der deutschen Kirchen von den Grundlehren des Evangeliums; und während er der fortgehenden Abnahme seiner Arbeiten erwähnt, gedenkt er zugleich seiner wachsamem Vorbereitung auf eine bessere Welt.

„Unsere Umstände sind etwas traurig; aber dem Herrn fehlt's nie an Mitteln. Er kann Arbeiter in sei-

nen Weinberg senden. Aber ach! der treuen Arbeiter sind wenige!

„Der gegenwärtige Zustand der Kirchen in Deutschland ist wirklich jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welchem Paulus und die andern Apostel völlig fremd waren. Viele verwerfen die Lehre von der Vergebung und den heiligenden Wirkungen des Geistes Gottes.

„Ich habe nun mein 70stes Jahr vollendet. Bis hieher hat der Herr mich erhalten und beschützt. Ich kann keine weiten Reisen zu den Heiden mehr machen; doch bin ich noch im Stande meine gewöhnlichen Geschäfte in der Kirche und Schule zu besorgen. Auch besuche ich noch mitunter die in der Nähe zerstreut wohnenden Christen, wofür ich demüthig Gott preise. Ich habe bis jetzt Alle, die um die Taufe oder das Abendmahl baten, persönlich unterrichtet.

„Wie lange mich Gott noch an meinem Posten lassen will, ist Ihm allein bekannt. „Meine Zeiten sind in seiner Hand.“ Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich im hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Ich halte es für einen meiner höchsten Vorzüge, daß ich noch täglich unter Christen und Heiden seinen Namen verkündigen darf. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu stehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Druck auf der Brust befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf vom Herrn mich bereit zu halten, Er möge kommen zu welcher Stunde Er wolle.“

### Neunzehntes Kapitel.

Schwarzens Vorliebe zum ehelosen Stand der Missionare. Gedanken über diesen Punct. Schwarzens letzte Krankheit und Tod. Seine letzten Worte an Serfubshi und seine letzte Rede überhaupt. Allgemeine Trauer über seinen Tod. Serfubshi auf den Thron erhoben. Ausdruck seiner Hochachtung für Schwarz. Läßt Schwarzgen ein Denkmal errichten. Seine eigene Grabschrift. Fernere Beweise seiner Werthschätzung. Seine Gespräche mit Dr. Buchanan und den Bischöfen Middleton und Heber. Schwarzens Testament.

Wir treten mit dem Jahre 1798 in das letzte Lebensjahr des würdigen Streiters Christi mit dem sich diese Blätter beschäftigen. Immer einsamer wurde sein Pfad, indem die alten Freunde, mit denen er in den Tagen der Kraft in Indien gelebt hatte, vor ihm vom irdischen Kampfplatze oder wenigstens von Indien schieden. Er selbst hatte sich nie verheirathet: seine völlige Hingabe an das Missionswerk hatte ihn wahrscheinlich schon sehr früh bewogen sich zu einem ehelosen Leben zu entschließen, in Gemäßheit des erhabenen Grundsatzes des großen Apostels der Heiden, (1 Kor. 7, 32. 33.) damit er von häuslichen Sorgen frei alle seine Gedanken und Kräfte ungetheilt dem Dienste Christi weihen könne. Es ist sich daher nicht zu wundern, daß er das, was er für sich selbst erwählt, auch bei Andern in demselben Berufe billigte. Ja er war der Heirath der Missionare entschieden entgegen, wenigstens während der ersten Jahre ihrer Arbeiten.

Bei Erwähnung der Anzeige die er von der Sendung zweier neuer Missionare nach Indien erhalten, und daß wahrscheinlich einer eine Frau mitbringen werde, äußerte er seine Ansicht über diesen schwierigen Punkt in folgenden kurzen aber treffenden Worten.

„Ich gestehe, lieber Freund, daß es mir leid that. Ich versichere Sie, daß ich den Ehestand als von Gott gestiftet ehre; aber wenn ein Missionar ausgesandt wird, so sollte er ohne Bürde kommen. Das erste was er zu thun hat, außer der Sorge für seine eigene Seele, ist das Erlernen von Sprachen, was große Aufmerksamkeit und unermüdblichen Fleiß erfordert. Ich will nicht sagen, daß ein Verheiratheter keine Sprachen lernen könne; aber das weiß ich aus Anderer Erfahrung, daß es sehr langsam geht. Zudem hat ein verheiratheter Missionar wenn er hieher kommt manche Bedürfnisse zum anständigen Unterhalt seiner Familie, was ihn zerstreuen muß. Träte einer in diesen Stand erst nachdem er sich zu dieser Verrichtung seines Amtes gehörig befähigt hat, so

hätte er es leichter; aber selbst dann sollte er der ächten Frömmigkeit seiner Frau recht gewiß seyn, sonst wird sie ihm in Erfüllung seiner Pflichten zum großen Hinderniß gereichen.“

Es mögen vielleicht manche, die mit dieser Ansicht unseres ehrwürdigen Missionars nicht übereinstimmen, denken, er habe sich in seinem Urtheil in dieser Sache zu sehr von seinem eigenen Gefühl und Beispiel leiten lassen. Allein es war wohl kein Mensch freier von Vorurtheilen oder bloß persönlichen Rücksichten, wenn es sich um ein Urtheil über irgend einen Gegenstand handelte, als Schwarz; und man erinnere sich nur, daß zufolge seines ungemein geselligen und liebhabenden Wesens wenig Männer für das Glück des ehelichen Lebens empfänglicher waren als er. Es beweist bloß die Stärke jenes Pflichtgefühls, wodurch er sich Entbehrungen unterzog, deren er sich gewiß tief bewußt war; sowie die belohnende Freundlichkeit Gottes, der mit dem Freudenlichte seines Gnadenheimsuchungen, und der lebendigen Hoffnung seiner Herrlichkeit seinem treuen Diener auch in der Einsamkeit die Wünsche seines Herzens und einen genugsamen Antheil persönlichen Glückes gewähren konnte.

Die Aeußerungen eines solchen Mannes, vornehmlich wenn im Verein mit denen des Apostels betrachtet, verdienen daher sicher der reiflichen Erwägung aller dorer, die sich dem Missionsdienste widmen. Die Schwierigkeiten und Gefahren, denen sich diejenigen aussetzen, die dem Beispiele Schwarzens im ehelosen Leben folgen, sind freilich groß und offenbar; und es sollte sich Keiner je daran wagen, ohne die wohl begründete Versicherung eines Glaubens, der in der Stunde der Versuchung fest steht, der alle Gedanken und Vorstellungen des Herzens gründlich reinigt, und der, alle Lockungen der Welt überwindend, nur auf die Belohnung sieht. Es lassen sich allerdings Beispiele von ausgezeichnet treuen und wirksamen Missionarien anführen, die ihr Glück und selbst

ihre Wirksamkeit größtentheils den weiblichen Mitgenossen ihrer Arbeiten und Sorgen verdanken. Ein solcher war der vortreffliche Ziegenbalg; jedoch nicht ehe er einen sehr guten Grund gelegt und in seinem großen Werk in Tranquebar beträchtlich vorgedrückt war; ein solcher war Elliott, der Apostel der Indianer Nordamericas; ein solcher war auch Gerike, der an Eifer, Uneigennützigkeit und Erfolg Schwarzen selbst wohl der nächste war; und solche waren, um keine andern zu nennen, die Missionare der Brüdergemeine, hervorragend, darf man fast sagen, in den höchsten Eigenschaften und Thaten ächter Missionsthätigkeit.

An Beispielen sowohl von Verheiratheten als Unverheiratheten, welche gänzlich misrathen, fehlt es leider nicht. Es scheint daß auch hierin, wie in so vielen Dingen des christlichen Handelns, keine feste unabänderliche Regel aufgestellt werden kann, nach der in allen Fällen die Wahl eines Missionars, ob er heirathen oder ledig bleiben soll, zu entscheiden wäre. Vieles muß von Umständen abhängen, über welche nur ein ächt einfältiger frommer und treuer Sinn richtig zu urtheilen vermag. Zwei Dinge können jedoch mit Sicherheit in Bezug auf diesen Gegenstand festgestellt werden: Erstens, daß nach genauer Uebereinstimmung mit dem vorerwähnten Grunde des Apostels das Uebergewicht sowohl der Vernunft als der Erfahrung im Allgemeinen auf die Seite des unverheiratheten Missionars fällt; zweitens, daß dieses Uebergewicht bedeutend vermindert würde, wenn nach dem frühesten Beispiele der mährischen Brüder protestantische Missionare unserer Zeit sich entscheiden als Geistliche einer ganz eigenen und besondern Ordnung ansehen würden, „ausgesondert zum Evangelio Christi;“ und wenn, nachdem sie sich mit gutem Vorbedacht in den Ehestand begeben, sie die apostolische Ermahnung nie vergäßen: „daß, die da Weiber haben, seyen als hätten sie keine,“ als gänzlich Gott Geweihte und lediglich auf Gottes Vorsorge vertrauend, als ob

ſie, wie Schwarz, allein in der Welt wären, und hätten wie er, oder vielmehr wie der heil. Apoſtel, deſſen Beiſpiel er ſo getreulich nachfolgte, nur Eines zu thun, das Amt zu verrichten, das ſie empfangen haben, das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen; nicht ſich ſelber zu leben, ſondern Jhm, der für ſie geſtorben und auferſtanden iſt.

Ein Brief aus ungefähr dieſer Zeit von Hrn. John, einem der Miſſionare in Tranquebar, enthält folgendes wahre und ſchöne Zeugniß von der Wichtigkeit und dem Werthe der Arbeiten Schwarzens und der Miſſion in Indien. Von Hrn. Gerike ſprechend, ſagt er: „Möge Gott dieſen theuern Bruder lange bei Leben und Kraft erhalten; denn er iſt uns von großem Nutzen, ein Führer, Vater, Freund ſehr vieler Kinder, Wittwen und Waiſen; und wir alle bewundern ſeine Geduld, Uneigennützigkeit und Beharrlichkeit, und ſuchen ſie nachzuahmen. Er und unſer lieber Patriarch, Hr. Schwarz, waren und ſind ein großer Segen für dieſes Land. Wir ſind alle in brüderlicher Liebe vereinigt und ſehen einander bei jeder Gelegenheit bei. Viel Gutes iſt ohne Zweifel durch die Miſſionen geſchehen, und wird noch fortwährend von ihnen ausfließen in demſelben Maße als die Miſſionare ſich als treue Diener Chriſti beweifen. Mögen die, die entweder mit der Miſſion gänzlich unbekannt ſind, oder die ihr Glück in Reichthum oder ſinnliches Vergnügen ſetzen, urtheilen, ſprechen und ſchreiben, was ſie wollen, wir hoffen der Allmächtige werde ſein Werk nie verlaſſen, ſondern fortwährend darüber wachen, wie Er es biſher ſo deutlich gethan, wofür wir Jhm nicht genug danken können.“

Indeß die Arbeiten dieſes apoſtoliſchen Mannes neigten ſich jetzt zum Ende. Hr. Gerike theilte in ſeinem Brief vom 2. Februar 1798 der Geſellſchaft die ſchmerzliche Nachricht mit, Schwarz ſey drei Monate lang gefährlich krank geweſen und werde nicht mehr predigen

können, da seine Krankheit nicht bloß seinen Körper, sondern auch sein Gedächtniß sehr geschwächt habe.

Ein zweiter Brief von Hrn. Gerike am 13. desselben Monats aus Tanjore datirt, und, wie er bemerkt in großer Eile geschrieben, meldet der Gesellschaft, es habe Gott gefallen, ihren theuern Vater und Freund zwischen 4 und 5 Uhr desselben Abends zu sich zu nehmen.

Als Hr. Gerike am 2. desselben Monats mit Hrn. Holzberg in Tanjore anlangte, war sein alter Freund ziemlich munter, obschon er mehrere Monate krank gewesen; aber von diesem Tage an wurde er allmählig schwächer, was Hrn. Gerike veranlaßte dort zu bleiben.

In seinem nächsten Briefe macht Gerike folgende anziehende Mittheilungen von den letzten Leiden, von der Geduld, Ergebung und Hoffnung des verehrten und ehrwürdigen Missionars.

„Dieser große und edle Mann,“ schreibt er, „hatte oft von seinem Tode mit mir gesprochen. Wenn er von irgend einem besondern Schicksal in seinem Leben sprach, so pflegte er beizufügen: „und so wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweisen;“ und wir haben in der That große Ursache Ihn zu preisen für alle die Barmherzigkeit, welche unser Vater während der letzten Tage seiner Wallfahrt hienieden erfuhr. Bei meiner Ankunft in Tanjore war er körperlich ganz wohl, nur war sein Gedächtniß geschwächt. Während ich einige Tage in Tritschinopoli war, um unsern Bruder Pohle zu besuchen, litt er an einer Abtödtung im linken Fuße, der schon seit Jahren zuweilen schmerzhaft war. Bei meiner Rückkunft fürchtete ich, dies möchte zum Ende führen. Wir waren indeß dankbar wahrzunehmen, daß sein Gedächtniß fast ganz zurückgekehrt war. Der Abtödtung war auch Einhalt gethan, und bald darauf wurde sie geheilt; und die letzten Tage seines Lebens waren einige seiner besten. Er unterhielt sich oft mit den ihn Besuchenden, Christen und Heiden, auf dieselbe freie gefällige Weise wie je zuvor. Er ermahnte jeden Europäer, der

zu ihm kam, liebeich, doch ja das Heil seiner Seele in Acht zu nehmen. Er betete, und pries Gott. Er forderte uns auf, mit ihm zu beten; und obgleich er viel Schmerzen haben mußte, (was man, wenn er allein war, aus seinem Stöhnen merken konnte, in Hoffnung Erleichterung zu finden) so sprach er doch mit Andern, oder betete, mit solcher Leichtigkeit, als ob er keine Schmerzen hätte.

Hinsichtlich der Mission machte er folgende nachdrucksvolle Bemerkung: „Ich hoffe, das Werk werde fortgehen. Sie aber werden bei der Fortführung viel zu leiden haben: wer nicht leiden will taugt nicht dazu.“ Von seiner eigenen Gemeinde, worunter er hauptsächlich die verstand, die zu beiden Seiten seines Gartens wohnten und zu seinen Hausandachten kamen, sagte er: „Es ist in allen ein guter Anfang. Wenn Andre sagen, es ist nichts Vollkommenes, so antworte ich ihnen: blickt in eure eignen Herzen.“ — Möchten sich das diejenigen recht merken, die von bekehrten Heiden zu viel oder doch zu voreilig Früchte erwarten.

Seinem Freunde in Deutschland schreibt Gerike: „Von einer kurzen Reise nach Tritschinopolj am 7. Februar in Tanjore zurück, fand ich Hrn. Schwarzens Fuß sehr schlecht, voller schwarzer Flecken die noch immer zunahmen. Der Arzt hatte angefangen Chinarinde als Umschlag anzuwenden. Da wir jede Stunde das Ende unsers theuern Bruders erwarten, baten mich die andern Brüder bei ihnen zu bleiben und ihnen die Last tragen zu helfen. Mir gereichte es zu großem Segen in unserm scheidenden Freunde ein belebendes Beispiel des Glaubens, der Geduld und Hoffnung zu sehen. Wenn von geistlichen und himmlischen Dingen gesprochen wurde, wenn er betete, ermahnte, tröstete, oder von dem Frieden seiner Seele sprach, den er durch die Gnade Gottes in Christo genieße, war keine Abnahme seines Gedächtnisses wahrzunehmen. Er führte oft sehr passende Bibelsprüche oder Liederverse an, und unterhielt sich beständig

mit denen die um ihn waren. Bis Freitag vor seinem Ende sagte er oft, er halte dasselbe nicht für so nahe, und er werde vorher noch viel zu leiden haben. Hernach aber sagte er bisweisen: „Ich werde nun bald zu meinem himmlischen Vater gehen.“ Auf die Frage, ob er Hoffnung habe, daß nach seinem Tode das Reich Gottes in diesem Lande durchbrechen werde, erwiederte er: „Ja, aber nur durch Trübsal und Noth.“ Als er ein andermal gefragt wurde, ob er etwas wegen seiner Gemeinde zu sagen habe, antwortete er: „Helft ihnen nur in den Himmel.“ Als Einer mit Freuden seine Geduld und Zufriedenheit bemerkte, erwiederte er: „Menschliches Leiden ist gemein, und ich leide wirklich sehr wenig;“ und oft wiederholte er auf deutsch: „Der treue Gott hilft aus der Noth und züchtigt mit Maassen. Wie ginge es uns, wenn Er mit uns handelte nach unsern Sünden? Im Himmel aber wird kein Leiden seyn, und das verdanken wir dem Herrn Jesu.“

„Seinen Nationalgehülffen, die ihm treulich abwarteten, war er sehr dankbar, und sagte oft: „Um dieser armen Leute willen, die gewiß thun was sie können, sollten wir nicht so traurig seyn, um ihnen die Dienste, die sie erweisen, nicht zu erschweren.“

„Am 10ten Morgens war seine Zunge ganz trocken, rauh und schwarz; dabei hatte er heftige Magenkrämpfe und schweren Athem. Auf sein Verlangen verrichteten wir ein Gebet und glaubten es werde das letzte seyn. Gegen Abend trat jedoch Besserung ein und das Fieber war bedeutend schwächer. Früh des andern Tages kam Samuel, der Arzt, der aber dem Kranken nicht als solcher diente, sondern ihn blos aufrichten half und die Umschläge auflegte, und der mir Tags zuvor sein nahes Ende angekündigt hatte. Er sagte: „Der Herr hat Wunder gethan: die gestrigen Anzeichen seiner nahen Auflösung sind jetzt verschwunden.“ Auch der englische Arzt sagte, als er seinen Fuß untersuchte, er erstaune über die unerwartete Besserung, und setzte hinzu, er

glaube nun nicht mehr, daß der Kranke an der Abtödtung sterben werde; indeß sey keine Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden.

„Am 12ten Nachmittags wollte ich abreisen; der Kranke erlaubte es auch und sprach: „Sie reisen also fort! grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen. Ich werde nun bald zum HErrn Jesu gehen. Daß Er mich angenommen, mir die Sünden vergeben, und nicht mit mir ins Gericht gegangen ist, sondern mit mir nach seiner großen Gnade gehandelt hat, ist mein Glück und ich preise ihn dafür. Er könnte uns selbst um unsrer guten Werke willen verstoßen, denn es klebt Sünde an allen.“ Er lobte Gott, daß Er ihm erlaube in der Gesellschaft treuer Brüder aus der Welt zu scheiden, und daß Er es so geleitet habe, daß ich ihn in seiner großen Schwäche besuchte und ihn Jesu, dem alleinigen Heiland, der die Auferstehung und das Leben ist, empfehlen konnte. „Jetzt,“ setzte er hinzu, „beten Sie nur noch dieses Mal.“ Ich kniete nieder, und Hr. Kohlhoff, der unterdessen hereingekommen war, auch, und betete nach dem vorangestimmten Liedervers.

„Nach Aufsehung frischer Ueberschläge auf seinen kranken Fuß wurde er in ein anderes Zimmer gebracht, und nun erst sahen wir, wie groß seine Schwäche war, und es zeigte sich, daß er dem Tode viel näher war, als am letzten Sonntag. Daher wurde ich abermals aufgehalten.

„Am Nachmittag sprach er viel mit Hrn. Jänike. Abends kam ich mit dem Arzt zu ihm; er kannte ihn sogleich und sprach zu ihm: „Laßt uns sorgen, daß Keiner fehle!“ Er bezeugte seine Dankbarkeit für die Sorgfalt des Arztes, für die Anwesenheit seiner Brüder und der Nationalgehilfen. Letztere thaten was sie konnten mit dem größten Vergnügen: Liebe zu ihrem Lehrer und Vater machte ihnen alles leicht, und jedes belehrende Wort, das er an sie richtete, nahmen sie mit der größten

Begierde auf und blieben freiwillig bei ihm. Der Arzt war sehr gerührt und sagte beim Weggehen zu mir, er hoffe ich werde den Kranken nicht verlassen und fortreisen, da er jetzt so schwach sey.

„Diesen Abend litt er mehr als früher; denn das Aufrichten und jede Bewegung, ja selbst das Sitzen und Liegen im Bett, verursachte ihm große Schmerzen. Aber seine Geduld und Zufriedenheit blieben sich gleich; keine Klage wurde vernommen; nur Seufzer zeugten von seinem Leiden. Ich sagte unter anderm: „Gott gebe, daß wir in unserm letzten Kampfe im Stande seyn mögen unser Ende mit solcher Ruhe und solchem Vertrauen abzuwarten, wie es zu unserm Trost und unsrer Freude Ihnen verleben ist!“ Er fügte hinzu: „Gott gewähre es Euch überschwänglich!“ Die Innigkeit und der Nachdruck womit er diesen Wunsch aussprach rührte unsre Herzen tief.

„Den 12. Nachts hatte er zwischen den Schmerz-anfällen etwas Schlaf, und am Morgen des folgenden Tages war er wie von Schlassucht befallen und sein Puls war sehr schwach. Als er erwachte, sprach er zwar, aber nur wenige Worte waren verständlich, obschon er alles zu verstehen schien was man ihm sagte. Wir dachten, er würde so hinüber schlummern; aber den 13. um Mittag war er wieder munter. Wir sangen das Lied: „Christus ist mein Leben,“ und er stimmte mit ein, sprach sehr demüthig von sich, erhob aber seinen Erlöser, und wünschte aufgelöst und bei Christo zu seyn. „Hätte es ihm gefallen,“ sprach er, „mich noch zu erhalten, es wäre mir lieb gewesen: ich hätte dann noch ein Wort mit den Kranken und Armen reden können; doch sein Wille geschehe! Möge Er mich nur in Gnaden aufnehmen; in seine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, o Gott der Wahrheit!“ Hierauf sangen die Nationalgehülften den letzten Vers des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ und er sang mit. Dann ruhte er ein wenig; bald darauf aber wünschte er auf-

gerichtet zu werden; und unerwartet öffnete er seine Lippen, aus denen so viel Belehrung und Trost hervorgegangen, und verschied so um 4 Uhr in den Armen des treuen und wahrhaft dankbaren Nationalgehülfs dieses Ortes.

„Während in der That war das Weinen und Schluchzen der Leute in beiden Christendörfern an seinem Garten, das man die ganze Nacht hörte. Allgemein war die Trauer um ihren Lehrer, Tröster, Vormund, Wohlthäter, Berather, Fürsprecher. Nicht allein wir, die Gemeinden, die Schulen und die Missionen, sondern das ganze Land hat einen Vater verloren. Wer ihn nur kannte, beweint ihn.

„Am folgenden Tage, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags, legten wir seinen Leib in das Grab, das wir in seinem Garten für ihn bereitet hatten. Serfudschi, der Prinz von Tanjore, dessen Vormund er gewesen, kam ihn noch zu sehen ehe der Sarg geschlossen wurde, benetzte ihn mit seinen Thränen und begleitete ihn zum Grabe. Die Nationalgehülfsen baten um Erlaubniß die Leiche zu tragen; da aber den Tag vorher Europäer dazu bestellt worden waren, wurde es abgelehnt. Wir hatten uns vorgenommen unterwegs zu singen; aber das laute Weinen der Leute ließ es nicht zu. In der Kirche wurde vor und nach der Beerdigung gesungen; und als die Europäer fort waren, stimmten die Eingebornen selbst ein Lied an und warteten auf eine Rede von mir; allein ich konnte nur mit Mühe ein paar Worte hervorbringen und mußte mich gewaltig zusammen nehmen nur um die Begräbnisagende zu lesen. Der Bediente des Heimgegangenen stand bei mir und sagte mit matter Stimme: „Man ist unsre Freude dahin!“ Das Wort ging mir zu Herzen; es ist auch nicht der Ausdruck eines Einzigen, sondern vieler, Alter und Junger, Großer und Kleiner, Naher und Ferner, der Christen und Heiden.

„Als ich mich umgekleidet, begab ich mich zum Prinzen, der noch in der Nähe war, und suchte ihn zu trösten. Der Oberbediente der Wittve des vorigen Königs

bat mich ebenfalls sie zu besuchen und zu trösten; allein sie wohnte zu weit weg. Am folgenden Morgen verfügten wir uns alle zum Arzte, um ihm für die Liebe zu danken, die er dem Verstorbenen in seinen letzten Stunden erwiesen. Auch durchging ich die hinterlassenen Papiere um das Testament zu Handen zu nehmen, und fand daß die Mission zu Tanjore, alle Armen, und die dazu gehörenden Anstalten, seine Erben sind. Nachmittags unterhielt ich mich eine Stunde mit den Gehülfen und betete mit ihnen. Abends versammelte sich die Samilgemeine in der Kirche und wünschte eine Predigt zu hören. Ich wählte die Worte des sterbenden Jakobs: „Siehe, ich sterbe; und Gott wird mit euch seyn.“ Ich führte Manches an, was der Verstorbene in Bezug auf die Kirche gesagt, und seine Hoffnung, daß das Reich Gottes in diesem Lande Fortgang haben werde. Ich suchte sie zu erwecken, nach einem solchen Geiste zu trachten, wie ihn der Heimgegangene besessen, dessen Grab vor ihren Augen war. Tags darauf betete ich noch einmal mit den Brüdern und reiste ab.“

Schwarzens letzte Worte an den Thronerben Serfudschi, als dieser ihn besuchte, waren:

„Wenn mich Gott von hinnen gerufen, so bitte ich Sie, hüten Sie sich vor Liebe zu Pracht und Gepränge. Sie sind überzeugt, daß mein Bestreben Ihnen zu dienen ohne Eigennuz war; meine Bitte an Sie ist nun, daß Sie sich den Christen freundlich erzeigen. Handeln sie schlecht, so bestrafen Sie sie; halten sie sich aber rechtschaffen, so erweisen Sie sich ihnen als Vater und Beschützer. Da die Rechtspflege für das Gedeihen und Glück eines jeden Staates unumgänglich nöthig ist, so bitte ich Sie regelmäßige Gerichtshöfe einzurichten, und zu sorgen, daß unparteiische Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich wünsche von Herzen, Sie möchten dem Götzendienste entsagen und dem allein wahren Gott dienen. Er sey Ihnen gnädig und gebe es Ihnen zu thun was ihm gefällt.“

Unser ehrwürdiger Vater fragte ihn dann, ob er auch bisweilen in der Bibel lese, und schloß dann mit sehr rührenden Ermahnungen, das Heil seiner unsterblichen Seele zu bedenken.

Und seine letzte Rede überhaupt:

„O Herr, bis hieher hast du mich bewahret; bis hieher hast du mich gebracht, und hast mir unzählige Wohlthaten erwiesen. Thue was dir wohlgefällt. In deine Hände empfehle ich meinen Geist; reinige ihn und schmücke ihn mit der Gerechtigkeit meines Erlösers, und nimm mich in die Arme deiner Liebe und Barmherzigkeit auf.“

Nach dieser so innigen wahrhaft christlichen Empfehlung seiner Seele in die Hände seines treuen Schöpfers und erbarmenden Heilandes, trug sich noch folgendes rührende und merkwürdige Ereigniß zu. Sein treuer Freund Gerike wachte an seiner Seite; und da der Sterbende anscheinend leblos da lag, mit geschlossenen Augen, als ob sein Geist schon seinen Flug himmelan genommen, fing er ihr Lieblingslied zu singen an: „Nur nach dir, Herr Jesu Christ!“ So wie er den ersten Vers ausgingen und den zweiten anfängt, — siehe, da lebt zu seinem Erstaunen und Entzücken der ehrwürdige Missionar wieder auf, fällt mit klarer und melodischer Stimme ein und vollendet das lang geliebte Lied noch ehe sein Athem stille stand.

Es war nur Ein Klageruf über den Tod des edlen Patriarchen der indischen Mission, der fast ein halbes Jahrhundert lang als Muster auf der Bahn vorgeluchtet hatte, die er durchwandelte. Wie selbe unmittelbaren Mitarbeiter und Freunde zu Tanjore, Cuddalore und Tritschinopoli, zu Madras und Palamcotta, so finden auch die deutschen Missionarien zu Tranquebar seinen Verlust unerseßlich. Denn auch sie hatten ihn wie einen Vater betrachtet. „Viele Thränen,“ schreiben sie, „wurden durch das ganze Land vergossen von Europäern und Eingebornen, selbst von dem Nadscha von Tanjore, der

mit der zärtlichen Liebe eines Sohnes ihm nachblickte, und um feinetwillen die Missionarien und ihre Gemeinden mit vieler Liebe behandelte.“ Gerike besuchte auf seiner Rückkehr von dem Sterbebette und Grabe des theuern Freundes die Brüder in Tranquebar und sie ermunterten sich gegenseitig, dem schönen Beispiele des Entschlafenen nachzufolgen.

Nur einige Monate nach seinem Hintritt kam aus England die Entscheidung der Directoren an, die sein Werk krönte, den Amir Sing absetzte und seinen Mündel zum Throne von Tanjore erhob. Der junge Fürst, der, gegen alle Hindustitte, den Leichnam seines Vaters Schwarz mit seinen Thränen benetzt und sich dem christlichen Leichengeleite angeschlossen hatte, trachtete durch eine milde und gerechte Herrschaft sein Andenken zu ehren.

Nachdem im folgenden Jahre mit dem neuen Nadscha ein Vertrag geschlossen worden war, in Folge dessen die Forts von Tanjore von den englischen Truppen geräumt wurden, hörte der englische Gottesdienst in der Kirche des Forts auf; indes gestattete der Nadscha den Missionaren den Tamilgottesdienst dort zu halten und versprach sie gegen alle Beleidigungen zu schützen.

Kaum war indes die brittische Besatzung entfernt und die Forts der unumschränkten Macht des Nadscha's zurückgegeben, so verbreitete sich das Gerücht, Se. Hoheit habe im Sinne die von Schwarz errichtete christliche Kirche abzubrechen und außerhalb aufzubauen. Da das ganze Fort von Tanjore heiliger Boden war, der ursprünglich zur Pagode gehörte, und der Nadscha überhaupt ein sehr großes Verlangen an den Tag legte durch außerordentliche Reinigung alle Spuren einer Entweihung, die während 20 Jahren durch Berührung mit einer europäischen Besatzung der Pagode widerfahren war, zu vertilgen, so erhielt das Gerücht hiedurch einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß der Resident,

Hr. Torin, sich bewogen sah, mit dem Nadscha deshalb Rücksprache zu nehmen.

„Ich war als Dolmetscher zugegen,“ erzählt Oberst Blackburne, „als der Resident, im Verlauf einer allgemeinen vertraulichen Unterhaltung mit dem Nadscha, mit der größtmöglichen Zartheit die vermuthliche Absicht seiner Hoheit, die Kirche abzubauen, berührte. Der Eindruck, den dies auf den Nadscha machte, war sehr auffallend. Er wurde bewegt, sein Gesicht röthete sich, er erhob sich halb von seinem Sitz, und brach dann mit dem Vorwurf gegen den Residenten hervor, daß er einer solchen Verleumdung auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken kann, da sie von Niemand als solchen geglaubt werden könne, die seine Neigung und seine Grundsätze eben so wenig als seine früheren Erlebnisse kennen. Er lobte mit glühenden Ausdrücken den Charakter und die Handelsweise des Hrn. Schwarz, sprach von seinen vielseitigen Verbindlichkeiten gegen den ehrwürdigen Padre, und schloß mit einem lauten und etwas leidenschaftlichen Tone, wie folgt:

„So weit bin ich entfernt eine von Hrn. Schwarz errichtete Kirche niederzureißen, daß ich, falls seine Nachfolger eine Kirche im Fort brauchen und keinen passenden Platz dafür finden könnten, ihnen einen solchen in meinem eignen Palast geben wollte.“

„Obschon seit dieser Unterredung,“ fügt der Erzähler hinzu, „33 Jahre verflossen sind, so ist die Stärke der Ausdrücke des Nadscha's, seines Blickes und seiner Bewegungen, als er das Gerücht als eine seine Fürstenehre, sowie seine unveränderliche Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seinen Lehrer, Wohlthäter und Freund, schmähende Verleumdung von sich wies, mir immer noch lebendig im Andenken.“

Ein weiteres Zeugniß seiner Liebe zu Schwarz gab der Nadscha durch den im Jahre 1801 an die Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß geschriebenen Brief, der so lautete:

„Verehrteste Herren!“

„Ich habe Ihre Missionare ersucht, Ihnen, ihren Vorgesetzten und Freunden, zu schreiben und Sie um ein marmornes Denkmal zu bitten, das in ihrer Kirche in meiner Haupt- und Residenzstadt zum fortwährenden Andenken des verstorbenen wohllehrwürdigen Vaters Schwarz errichtet werden soll, um damit meine hohe Achtung vor dem Charakter dieses großen und trefflichen Mannes, und die Dankbarkeit, die ich ihm, meinem Vater, Freunde, Beschützer und Vormund meiner Jugend schuldig bin, an den Tag zu legen; und nun bin ich so frei, Ihnen selbst zu schreiben und Sie zu bitten ein solches Denkmal für den verstorbenen wohllehrwürdigen Missionar Vater Schwarz zu bestellen und herfenden zu lassen, damit es an der Säule, die der Kanzel, auf der er predigte, am nächsten steht, errichtet werde. Die Säulen haben etwa 3 Fuß Breite.

„Mögen Sie, verehrteste Herren, allezeit im Stande seyn Missionare, wie der verstorbene Hr. Schwarz einer war, hieher zu senden!

„Ich bin, verehrteste Herren, Ihr getreuer und aufrichtiger

„Serfudschi, Nadscha.“

„Tanjore, den 28. Mai 1801.“

Die Gesellschaft, an welche dieser liebliche Brief, wahrscheinlich vom Schreiber selbst aufgesetzt, gerichtet war, erkannte die Wichtigkeit des solchergestalt dem Charakter ihres seligen unschätzbaren Missionars gebrachten Zeugnisses und entsprach dem Ansuchen des Nadscha's mit Freuden. In weißem Marmor ist in halberhabener Arbeit die Sterbensscene des ehrwürdigen Missionars dargestellt. Hinter seinem Bette steht Gerike; um dasselbe her zwei Nationalgehülften und drei Kinder seiner Schule; ihm zur Seite der Hindufürst, seine Hand fassend, und den Segen seines scheidenden Freundes empfangend. Wohl mochte der Nadscha ungerne einen Gegenstand aus den Augen lassen, der ihn an ein ihm

so theures Schauspiel erinnerte; denn er behielt das Denkmal geraume Zeit in seinem Palaste, in dessen Hauptsaal, mitten unter den Bildern seiner Vorfahren, auch das von Schwarz sich befand. Endlich wurde es in die Kirche im innern Fort gebracht, wo es das westliche Ende derselben ziert, als ein wohlthuedendes und merkwürdiges Denkmal christlicher Tugend, so wie von Hindu-Liebe und Dankbarkeit. Folgendes ist die passende und einfache Inschrift auf diesem prächtigen Denkmal:

Zum Andenken

des Wohlsehrwürdigen Missionars

**Christiau Friedrich Schwarz,**

Geboren zu Sonneburg in der Neumark im Königreich Preußen,  
am 26. Oktober 1726,

und gestorben zu Tanjore den 13. Februar 1798,  
im 72ten Jahr seines Alters.

Von seinem ersten Mannesalter an dem Dienste eines Missionars im Osten geweiht,  
erzeugte die Gleichartigkeit seiner Stellung mit der der ersten Prediger des Evangeliums  
in ihm eine besondere Aehnlichkeit mit dem heiligen Wesen der Apostel.

Seine natürliche Munterkeit gewann ihm die Zuneigung,  
und seine tadellose Redlichkeit und Unsträflichkeit  
die Hochachtung

von Christen, Muhammedanern und Hindu's;  
denn Fürsten, sowohl der Hindu's als Muhammedaner,  
wählten diesen demüthigen Hirten  
zum Mittler politischer Verhandlungen mit der  
brittischen Regierung;

und der Marmor der hier seine Tugenden verkündigt  
ward errichtet durch

die edle Zuneigung und Hochachtung des  
Nadscha von Tanjore,

M a h a N a d s c h a S e r f u d s c h i.

Der Nadscha selbst verfasste in englischer Sprache folgende Inschrift auf einer Granitplatte, welche in der Capelle des Missionsgartens, dem Altar gegenüber, Schwarzens Grab bedeckt. Sie ist nicht nur als damals einzig bekannte von einem Hindufürsten gemachte Probe englischer Reimkunst merkwürdig, sondern auch als Zeugniß für den Charakter seines ehrwürdigen Freundes.

Dem Andenken des Wohlehrwürdigen  
**Christian Friedrich Schwarz,**  
 Missionars der verehrlichen  
 Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntnis  
 in London geweiht.

Er ging am 13. Februar 1798 aus der Zeit  
 seines Alters 71 Jahr und 4 Monate.

Fest warst Du, demüthig und weise,  
 Ehrlich, lauter, frei von Verstellung,  
 Vater der Waisen, der Wittwe Stütze,  
 Trost in allerlei Traurigkeit.  
 Dem Verfinsterten ein Lichtspender,  
 Der thut und lehrt was recht ist.  
 Ein Segen den Fürsten, dem Volke und mir.  
 Möge ich, mein Vater, Deiner würdig seyn!  
 Das wünscht und bittet Dein Sarabudschi.

Von der Zeit seiner Thronbesteigung an erwies sich der Nadscha gegen die protestantischen Missionen stets ausgezeichnet freundlich. Im Jahre 1802 war seine Hoheit in Tranquebar und beehrte den Senior der dänischen Missionare mit einem Besuche. In mehreren Unterhaltungen mit ihm verrieth er das liebevollste Andenken an Schwarz, und bezeugte große Freundschaft für

Gerike und Koblhoff, sowie für alle Missionare, in welchen er dieselbe Gesinnung und denselben Eifer entdeckte; auch gab er seinen Wunsch zu erkennen, daß nur solche Missionare hergesandt werden möchten, die in Hrn. Schwarzens Fußstapfen treten, und wenigstens dem Geiste nach ihm ähnlich sind. Die Mutter Koblhoffs hatte durch ihre Frömmigkeit des Radscha's Achtung gewonnen, und er fand sich bewogen ihren zweiten Sohn als Schreiber in seine Dienste zu nehmen. Ihre lange und mannigfaltige Unterhaltung mit dem Radscha, endete zu gegenseitiger Zufriedenheit seiner Hoheit und ihrer selbst.

Dieser edle Fürst gab einige Jahre später einen noch unzweideutigeren und werthvollern Beweis seiner Liebe und Achtung für seinen verstorbenen verehrten Freund. Er hatte in einer Entfernung von etwa 16 Meilen von Tanjore ein sehr großes und kostbares Gebäude errichtet um Brahminen und jeder Art Arme daselbst zu unterstützen, wie auch eine Anstalt zur Erhaltung und Erziehung von Hindukindern verschiedener Kasten in verschiedenen orientalischen, sowie auch in der englischen Sprache. „Seine Hochachtung,“ sagt Hr. Koblhoff, „vor dem Andenken des verstorbenen Schwarz, bewog ihn auch in dem von einer bedeutenden Zahl von Christen bewohnten Dorfe Kanandagudi eine wohlthätige Anstalt zur Erziehung und Unterhaltung von 50 armen Christenkindern zu errichten. In derselben prächtigen Anstalt werden auch 30 arme Christen ernährt und gekleidet; und in einer Herberge beim Fort von Tanjore werden 50 Arme, Lahme, Blinde und andere wirklich erbarmungswürdige Geschöpfe, die alle zur Mission gehören, ausschließlich durch seine wohlthätige Hand erhalten. Ferner hat er Befehle gegeben, daß seinen christlichen Dienern, Civil und Militär, von ihren Offizieren und Obern gestattet werden soll, an Sonn- und Festtagen den Gottesdienst zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen jeder andern Pflicht entbunden seyn sollen.“ Im Jahr 1826 besuchte Archidiaconus Robinson, der den selbigen Bischof Heber begleitete,

die verschiedenen obgenannten wohlthätigen Anstalten des Nadschas. Zu diesen waren unterdessen noch zwei Krankenhäuser gekommen, und eine prächtige Herberge für durchreisende Europäer. In der Capelle zu Kanandagudi hatte er die Freude, eine ansehnliche Christengemeinde versammelt zu sehen, an welche er (schreibt Hr. Kohlhoff) nach dem Morgengebet eine liebliche Rede hielt, worin er sie zum Dank für die von Gott ihnen erwiesene große Gnade ermunterte.“

Dies sind einige der ausgezeichnetern Beweise, die dieser treffliche Hindu-Fürst von seiner Achtung und Liebe gegen den verstorbenen ehrwürdigen Missionar an den Tag legte, und diese bewies er bei allen Anlässen so lange er lebte. Als Dr. Buchanan beim Nadscha eingeführt wurde, führte seine Hoheit, sobald die ersten Ceremonien im großen Audienzsaal vorüber waren, ihn hinauf und zeigte ihm Schwarzens Bildniß. „Hierauf sprach er,“ sagt Dr. Buchanan, „eine geraume Zeit von diesem trefflichen Manne, den er allezeit als seinen Vater und Vormund hochschätzte.“

Als zehn Jahre hernach Bischof Middleton Tanjore besuchte, „verweilte seine Hoheit mit offenbarem Vergnügen bei den Segnungen welche die göttlichen Belehungen und Tugenden Schwarzens über ihn und sein Volk ausgegossen, und schloß mit Bezeugung seiner innigsten Achtung vor den trefflichen Männern, den Herren Kohlhoff und seinen Mitarbeitern, Schwarzens Nachfolgern. Der Nadscha wählte alsdann ein Bildniß Schwarzens als das angenehmste Andenken das er dem englischen Bischof zu bieten vermöge.

Der Bericht, den Archidiaconus Robinson von der Audienz des Bischofs Heber bei dem dankbaren Fürsten, zehn Jahre nach dem seines Vorgängers, gegeben, ist hier auch einer Stelle werth.

„Der Bischof,“ schreibt er, „machte in Begleitung des Residenten und der ganzen Geißlichkeit dem Nadscha einen Staatsbesuch. Wir wurden in aller Form im gro-

ßen Mahratten-Saale, wo die Radscha's auf den Thron erhoben werden, empfangen. Das Schauspiel hatte etwas Großartiges und war, wegen der großen Anzahl Geistlicher am Hofe eines Hindufürsten, etwas eigenthümlich. Das Benehmen seiner Hoheit hat etwas ungemein würdiges und gefälliges. Der Bischof saß zu seiner Rechten, der Resident seinem Sohne zunächst zu seiner Linken, das übrige Gefolge zu beiden Seiten hingereiht. Der Radscha sprach viel von seinem theuern Vater Schwarz, und wiederholte dem Bischof zu drei Malen, er hoffe, er werde ihm ähnlich seyn und seine Stelle einnehmen. — „Und Joh. Kohlhoff,“ sprach er, „ist ein ganz vortrefflicher Mann; wir sind alte Schulkameraden.“ — Ueberhaupt, soviel wir auch von diesem berühmten Manne gehört, unsere Erwartung wurde keineswegs getäuscht.“

Es mag auffallen, daß der Hindufürst, der in seiner Jugend den Unterricht des frommen und eifrigen Missionars genossen, der ihm offenbar so innig zugethan war, und dessen Tugenden er so tief verehrte, sein ganzes Leben, und wie es scheint mit völliger Einfach, ein Anhänger des erbärmlichen Götzwesens seines Landes blieb. Man muß aber bedenken, daß Serfudschi die ersten zwölf Jahre seines Lebens in der Sorglosigkeit und den Kindereien der Zennanah verbrachte, und daß außer den wenigen und zerstreuten Stunden, in denen er Schwarzens Unterricht genoß, und als er auf dem Throne war, mit ihm und andern Europäern mitunter und zwar meist amtlichen Verkehr hatte, seine Lebensweise und Umgebungen eben fast ausschließlich hinduisch waren, und dadurch seine bessern Eindrücke und Ueberzeugungen, die ihm sein christlicher Lehrer beigebracht haben mochte, verlöscht wurden. Daß Schwarz sich durch sein falsches Zart- und Ehrgefühl abhalten ließ, sein Möglichstes zu thun, den Prinzen, sowie den Tuledschadschi Radscha, von der Thorheit des Götzdienstes zu überzeugen und für das Christenthum zu gewinnen,

ist schon aus vorstehender Erzählung zu ersehen. Allein die Anforderungen des Evangeliums waren, wie Tuleschadschi einst unbefangen gestand, den verderbten Neigungen ihrer Natur gar zu sehr entgegen, als daß sie ihnen so leicht nachzukommen vermochten; und überdies war das Opfer, nicht bloß der Kasse, sondern auch, wie sie irrthümlich besorgten, ihres fürstlichen Einkommens und Ansehens, und wohl auch ihres Lebens, gar zu schrecklich, als daß es durch irgend etwas außer der Gnade Gottes hätte überwunden werden können.

Im Jahre 1807 errichtete auch die Ostindische Compagnie ein Denkmal zum Andenken des ehrwürdigen Mannes. Es steht in der Marienkirche des Forts St. Georg zu Madras, wo es in der Nähe des Altars feierlich aufgestellt und hierauf eine Predigt zum Andenken des Vollendeten gehalten wurde.

Noch ist ein wichtiges Dokument zu nennen, nämlich der letzte Wille des Verewigten, der so lautet:

„Im Namen Gottes!“

„In Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, Du treuer Gott! Um des Sühnopfers Christi Jesu meines HErrn willen vergib mir worin ich gesündigt habe (und ich habe oft und schwer gegen Dich gesündigt) und laß mich Gnade finden. Verleihe mir um Christi willen einen seligen Ausgang aus diesem elenden und seligen Eingang in jenes herrliche Leben. Amen.

„Da ich nicht weiß wie bald mich Gott von hinnen rufen wird, so mache ich nun in der Gegenwart Gottes und mit vollem Bewußtsein meinen letzten Willen.

„Da das Haus im größern Fort, sowie das im kleinern Fort, samt der Kirche, und einigen Häusern im Garten außerhalb des Forts, aus dem mir monatlich von der Compagnie angewiesenen Geld erbaut wurden, so betrachte ich sie, wie ich von jeher gethan, als der Mission gehörige Gebäude.

„Alle Möbeln und Bücher sollen zum Besten der

Mission meinen Nachfolgern überliefert werden, und von ihnen so lange sie brauchbar sind benützt aber nicht verkauft werden.

„Da ich meinen monatlichen Gehalt von der Compagnie nicht ausgegeben, sondern (außer dem zu verschiedenen Bauten verwendeten) zusammengespart und meinen Vertrauten, nämlich meinem geliebten Bruder Gerike und meinem Freunde Hrn. Breithaupt von Madras übergeben habe, so soll auch dieses Geld zum Besten der Mission verwendet werden; aber so, daß mein Nachfolger hier in Tanjore, und der Missionar, der das Werk Gottes zur Bekehrung der Heiden in Palameotta fortführen wird, für sich den jährlichen Zins von Einhundert Pfund Sterling (nämlich 50 Pfund für jeden) empfangen sollen, indem die fünfzig Pfund, die sie jährlich von der verehrlichen Compagnie erhalten, kaum hinlangen. Sollten sie aber von der Compagnie eine monatliche Zulage erhalten, so haben sie kein Recht, auch noch die von mir vermachten 50 Pfund zu beziehen. Diese sollen in solchem Fall der Missions- oder Armen-Casse anheimfallen.

„Es ist dabei mein herzlichster Wunsch, daß die Missionare, welche das Werk Gottes zu Tanjore und Palameotta auf sich nehmen, die übrigen Zinse selbst zur Nachhülfe verwenden, wie sie es für nöthig finden. Vielleicht könnte die Mission in Tanjore zwei Drittel und die in Palameotta ein Drittel der Zinse zum Gebrauch der Schulen und Kirchen benützen.

„Da meine Verwandten keinen Anspruch haben an das, was ich für die Mission bestimmt habe, so vermache ich ihnen, als einen Beweis meiner Liebe, 100 Stern-Pagoden, welche die Kinder meiner Schwester in gleichen Theilen unter sich vertheilen mögen.

„Die zwei goldnen Taschenuhren, die ich geschenkt erhalten, sollen verkauft und das Geld unter die Armen vertheilt werden.

„Als ein Zeichen meiner Liebe vermache ich meinem vormaligen Knecht Joseph 30 Sternpagoden.

„Was den Garten außerhalb des Forts betrifft, der der Mission gehört, so wünsche ich, daß wo möglich der Gärtner aus dem Ertrag desselben erhalten werde. Was übrig bleibt, kann ohne weiteres Rechnen den Missionaren und Schulkindern zu Gute kommen.

„Meine wenigen Silbergeräthschaften überlasse ich Hrn. Kohlhoff als ein Zeichen meiner herzlichsten Liebe.

„Da mein ehemaliger Knecht Joseph wegen schlechter Ausführung die ihm bestimmten 30 Sternpagoden nicht erhalten soll, so vermache ich sie demjenigen Knecht, der zur Zeit meines Todes in meinem Dienste seyn wird, falls er sich ordentlich beträgt.

„Christian Friedrich Schwarz,

„Unterschrieben und versiegelt in Gegenwart von

„Joseph Daniel Jänike.

„F. C. Kohlhoff.“

Die Wahrheit, daß das Andenken des Gerechten im Segen bleibt, wäre an der Lebensgeschichte und dem Ende von Schwarz schon hinlänglich erwiesen, wenn jene auch hier schlösse. Da aber seine Wirksamkeit, ja sein ganzes Seyn und Leben mit der Mission im malabarischen (tamulischen) Lande recht eigentlich verwachsen waren, so gehört zu seiner Biographie auch was von ihm zurückblieb und die Geschichte jener Mission, bis auf diesen Tag, verkündet es laut, daß einst ein solcher Mann Gottes hier gewirkt hat.

Nach ihm standen drei Mitarbeiter noch da, von denen keiner es je verleugnete, wie viel er in seinem geistlichen Leben und in seiner Wirksamkeit als Missionar dem Vater Schwarz verdankte. Zu Wepery bei Madras wirkte der älteste von ihnen, Gerike, in der Mitte zu Tanjore der treffliche Jänike und im Süden zu Palameotta der Schüler des Entschlafenen, der so eben als greiser Senior der indischen Missionarien seine müden Augen geschlossen hat, der treue

Kohlhoff. Aber schon im Jahre 1810 folgte Jänike seinem Vater ins Grab. Eine Anzahl christlicher Kirchen, die er gebaut, christlicher Schulen, die er eingerichtet, und Hunderte bekehrter Heiden blieben als lebendiges Zeugniß von seinem tüchtigen Wirken zurück. Eine lebhaftere Bewegung folgte seinem Tode; in Scharen kamen die Heiden zum Kreuze Christi. Auch im Süden, in Dindigal, in Madura, mußten neue Kirchen gebaut werden, entstanden neue Gemeinden. Im Königreiche Tanjore selbst wurden viele bekehrt, in Kanandaguddi, wo die Schulstiftung des Nadschasich später befand, 40 Familien auf einmal, zu Udantschur und Leralur ebenfalls eine Anzahl von Familien. Meist gehörten sie zu der Kollari-Kaste, Leute durch deren Räubereien früher die Straße von Tanjore nach Tritschinopoli höchst unsicher gemacht war, die aber seit Schwarz's Tod ein geordnetes und silles Leben führten. Als Hr. Gerike im Jahre 1803 eine Reise durch den Süden der Halbinsel machte, die sich gegen Westen hin nach Meisur erstreckte, sah er die Wirkung von Schwarzens unermüdlicher Aussaat. „Ganze Dörfer,“ schreibt er, „suchen Unterricht bei den benachbarten Christen und ihren Lehrern, besonders bei Sattianaden. Sehulich warteten sie auf seine Ankunft, um Unterricht und Taufe zu erhalten.“ In dem einen dieser Dörfer sah Gerike schon christliche Kirchen erbaut, in andern die Gözentempel in solche verwandelt, die Bilder zerschmettert oder begraben. Ueberall her kamen ihm solche Botschaften entgegen. Er taufte auf dieser einzigen Reise 1300 Heiden und nach seiner Abreise bildeten die Katechisten 18 neue Gemeinden und taufte 2700 Seelen. Jetzt freilich erhob sich auch der Grimm der Feinde, sie wurden verfolgt und fast unerträglich gequält, bis es dem unermüdlichen Kohlhoff gelang, durch den englischen Oberbeamten den Grausamkeiten zu steuern. Möchte auch unter den Tausenden manche Spreu neben dem Korne liegen, so zeigte doch die Verfolgung, wie

viel guter Waizen aufgegangen war, und es ist gewiß dem wackern Gerike nicht zu verargen, wenn ihn das Gefühl schmerzlich drückte, daß so wenige Europäer in die reiche Ernte kamen. Statt aber diesen Wunsch erfüllt zu sehen, wurde er selbst am 12. October 1803 zu Bellore, nach 33jähriger Arbeit in Indien, zur himmlischen Ruhe eingeführt. Die zweite Säule der Mission Südiindiens war gefallen. Kummer über den Verlust geliebter Angehörigen und um das Schicksal der Mission, hatten im Verein mit rastloser Thätigkeit seine Gesundheit untergraben. Sein ganzes beträchtliches Vermögen hinterließ er, wie eine von ihm gebaute Kirche, der Mission. Der Schlag war um so größer, weil nach dem Tode von Prof. Schulz der rationalistische Geist der deutschen Universitäten die Quelle verderbte, aus der bisher das Wasser des Lebens nach Indien geflossen war. Es waren noch Kohlhoff in Palamcotta, Holzberg zu Euddalore, Poble zu Tritschinopoli und Kämmerer zu Tranquebar übrig, zu welchen noch Horst, der bisher als Lehrer gedient hatte, kam. John war schon mitten in seiner schönen Laufbahn am letztern Orte. Damals kam Buchanan in diesen „Garten des Evangeliums“ und freute sich seiner Blüthe. Im Jahre 1810 starb der treffliche Horst. Missionar Poble und Katechist Sattianaden waren alt geworden. Da ordinierte man vier tüchtige eingeborne Christen und sie traten in die Arbeit mit ein. So konnte das Werk, wenigstens ohne wesentliche Verminderung der Arbeiterzahl, fortgehen. Die Missionarien Spen Schneider, Haubroe und Rosen traten in dasselbe und die Errichtung eines bischöflichen Stuhles in Calcutta, eines Archidiafonats in Madras, gab der von England aus mit frischer Liebe gebauten Mission neuen Schwung und festern Zusammenhalt, während die alte, einst so herrliche Mission zu Tranquebar ihrem Ende entgegenank. Die Kraft des Sauerteigs bewährte sich inzwischen, indem da und dort sich Christenhäuflein bildeten, die ihren Ursprung

auf einen oder mehrere von Schwarzens Schülern zurückzuleiten vermochten. Als der Bischof von Calcutta, Dr. Middleton, seine Visitationsreise in den Süden von Indien machte, kamen ihm von Palamcotta 30 eingeborne Christen entgegen, ihren Geistlichen an der Spitze. Sie sprachen zu dem Bischof und baten um seinen Segen, und er antwortete ihnen in warmen Worten, die Sattianadens Sohn David verdolmetschte. Jetzt öffneten sie ihre Kirchengebetbücher und sangen ein Danklied in tamulischer Sprache und reiner Melodie. Der englische Caplan Hough in Tinnewelly erzählte, daß um die von einer durch Schwarz bekehrten Hindufrau gebaute Kirche her in 62 Dörfern mehr als 4000 Hinduchristen zerstreut wohnen. Auch damals wuchs noch von 1814 — 1817 ihre Zahl um 480. In all diesen Dörfern, mit wenigen Ausnahmen, waren kleine Capellen aus Lehm gebaut, mit Palmblättern gedeckt. Zu Nazareth, im Süden Palamcotta's, fand er den eingebornen Prediger Wiswasanaden, einen Schüler von Schwarz, zu Modelur den Abraham, beide von den Christen ihrer und der umliegenden Dörfer geliebt und verehrt, von den Heiden und Muhammedanern geachtet. Ueberall wohin Hough kam strömten die Hinduchristen mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe zusammen und wo er sie katechisirte fand er sie über alles Erwarten vertraut mit den Heilswahrheiten des Christenthums. Ein lieblicher Geist des Friedens waltete in den Gemeinden. Fene zwei Dörfer bestanden ganz aus evangelischen Christen. Da war kein Getöse und Geschrei zu hören, Alles in lieblicher Stille. Im Schatten der Cocospalmen saß eine Schaar von Frauen, Baumwolle spinnend unter dem Gesange lutherischer Lieder. Zwei Männer waren da, durch Jänife vor 20 Jahren bekehrt, welche sie die Lieder gelehrt hatten.

Als Bischof Heber im Jahre 1826 dorthin kam, war die Zahl sämmtlicher evangelischer Heidenchristen in Südbindien schon auf mehr als 15,000 gestiegen, die

mit den Entschlafenen zusammen wohl eine Zahl von 60,000 ausmachen dürften. Damals war aber schon ein anderer deutscher Mann als Nachfolger des deutschen Schwarz auf jenes Feld getreten, unter dessen gesegnetter Arbeit und durch dessen Nachfolger die reiche Ernte eingesammelt wurde und noch wird, die von Schwarz und seinen Gehülften ausgesät wurde. Es ist Rhenius mit dessen Namen sich die Bekehrung der Zehntausende verbindet, die jetzt im Glauben der evangelischen Kirche den Namen Christi in tamulischer Sprache preisen. Von ihm und seinem Wirken soll hier nicht geredet werden.\* Es sey genug, daß es keinen schlagendern Beweis gibt, als diese Schaaren gläubiger Hinduchristen, diese Dulder in der Verfolgung, diese Sieger gegen gewaltige Anfechtung, als diese Kirchen, diese Schulen, dieser „Garten des Evangeliums,“ dafür nämlich, daß Indien k a n n und daß Indien wird bekehrt werden durch das Wort Christi allein, daß Schwarz als treuer Jünger dieses Meisters hinging und Frucht brachte und daß seine Frucht bleibet!

\* S. darüber Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften. Basel, 1844. Heft 1. 2. 1845. S. 2.

